



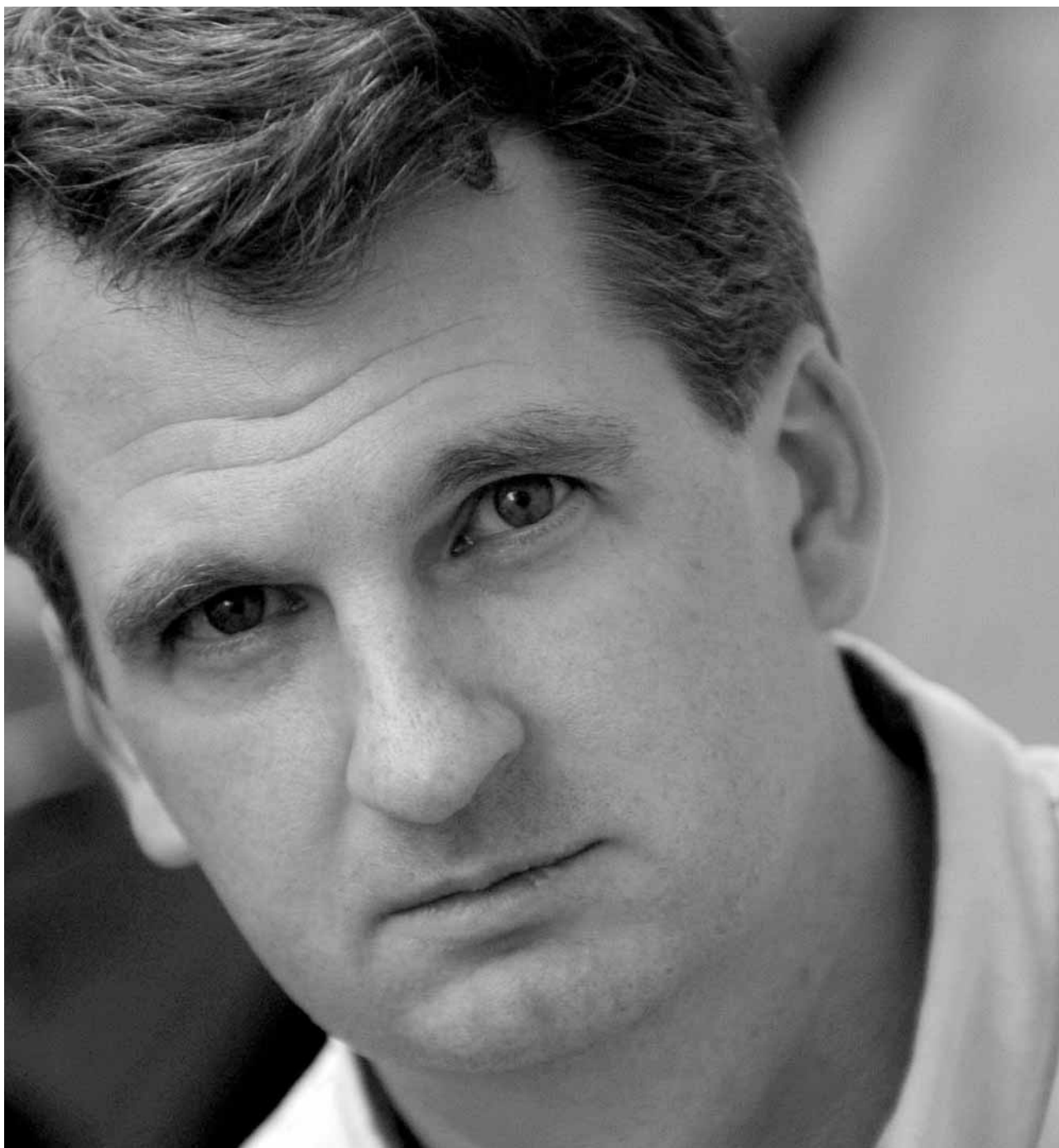
Die Aufregung um die zerstörten Hologramme im
jüdischen Museum • Welche Folgen haben die arabischen
Revolten für Israel? • Interview mit dem Nobelpreisträger
Eric Kandel • Ein jüdischer Supermarkt mitten im Kongo

Ausgabe Nr. 43 (1/2011)

Nisan 5771

€ 3,-

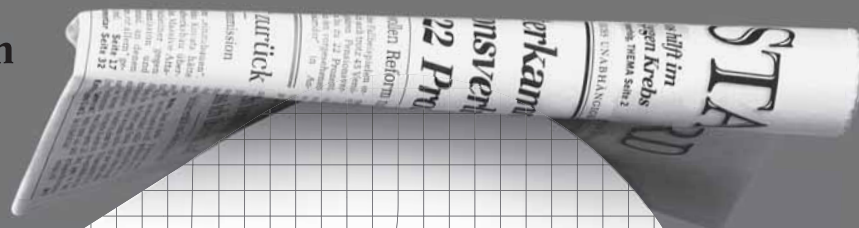
www.nunu.at



Timothy Snyder

Der Historiker über neue Dimensionen
des Holocausts zwischen
Baltikum und Schwarzem Meer

Strukturbruch



Kleinkariertheit beiseite lassen und sich von starren Vorgaben lösen. Qualitätsjournalismus muss aus vorgegebenen Mustern ausbrechen. Beispiele finden Sie täglich im STANDARD.





*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

sollten Sie die Medienberichterstattung der jüngsten Zeit mitverfolgt haben, wissen Sie, dass das Jüdische Museum Wien, seine Direktorin Danielle Spera und ich bewegte Zeiten durchgemacht haben. In unserer Redaktionskonferenz stellte sich die Frage, wie NU mit dem Thema des Abbaus der Hologramme umgehen sollte. Es entspricht den Standards eines Qualitätsmagazins, dass die beiden Betroffenen, Spera und ich, nicht in ihrem eigenen Medium darüber schreiben. Die Redaktion war aber überwiegend der Ansicht, dass es eine Berichterstattung geben soll. Barbara Tóth, promovierte Historikerin und scharfsichtig-unbeeinflussbare Journalistin, erklärte sich bereit, die Aufgabe zu übernehmen. Lesen Sie also ihren Beitrag zu den Ereignissen.

NU bietet auch diesmal wieder, wofür das Magazin so sehr geschätzt wird: Die Begegnung mit interessanten Menschen, mit ihrer Geschichte und ihren Lebenserfahrungen. Sechs Interviews erwarten Sie: Danielle Spera hat den langjährigen israelischen Botschafter in Deutschland, Avi Primor, gefragt, wie er die Freiheitsbewegungen im arabischen Raum einschätzt. Ruth Eisenreich hat mit Gertrude Laufer eine Frau besucht, die rund 60 Jahre älter ist, als sie selbst. Die Generationenreihe endet mit diesem schönen Gespräch. „Fotografie heißt immer auch einen Diskurs führen,“ sagt unser „Haus- und Hoffotograf“ Peter Rigaud, den Fritz Neumann zu einem solchen Diskurs anlässlich der Ausstellung „Jude sein“ im Jüdischen Museum Wien gebeten hat.

Martin Engelberg hat den Nobelpreisträger Eric Kandel und seine Frau Denise getroffen und von ihm ins Lehrbuch diktieren bekommen, was die Psychoanalyse von der Medizin lernen kann. In diesem Zusammenhang sei auf Herbert Voglmayrs Rezension des Tagebuchs einer Freud-Patientin hingewiesen. „Wie benimmt sich Prof. Freud eigentlich“ sollte man wirklich lesen. Aber natürlich erst nach vollständiger Lektüre von NU.

Unser Streifzug geht weiter und kommt zum Isländischen. Weil mehr Leute Jiddisch reden, als Isländisch, so Armin Eidherr im Interview mit Anna Schiester, ist ein universitärer Lehrgang für jüdische Kulturgeschichte wohl begründet.

Axel Reiserer hat wieder einen großen Wurf gelandet. Sein Gespräch mit dem US-Historiker Timothy Snyder über dessen Buch „Bloodlands“ lässt Geschichte neu entstehen, von der wir dachten, alles schon zu wissen. Snyder, der fünf Sprachen aktiv und elf passiv beherrscht, hat die sich öffnenden Archive aus Russland und dem ehemaligen Ostdeutschland genutzt, um in einem Buch beide Entwicklungen zu zeigen, die des Nationalsozialismus und die des Stalinismus.

EDITORIAL

Exotisches Judentum findet sich im Bericht von Cornelia Mayrbäurl über die Geschichte der Juden in Äthiopien. Dort ist man bis heute überzeugt davon, die Bundeslade in Besitz zu haben. Ebenfalls aus weiter Ferne berichtet Stefan Maier. Er erzählt über ein Kaufhaus im Kongo, das am Sabbat geschlossen bleibt, von einem Israeli gemeinsam mit seinem muslimischen Stellvertreter geführt wird und ein von einer christlichen Oberin geleitetes „Café Mozart“ beherbergt. Die Erlöse aus dem Verkauf von Sachertorte und Apfelstrudel kommen einheimischen Mädchen für ihre Ausbildung zugute.

Rainer Nowak stellt den neuen Leiter des Zukunftsfonds Herwig Hösele vor, der sich dem „Nie wieder“ verpflichtet fühlt. Martin Engelberg hat die Angelobung von jüdischen Sanitätern besucht. Sie wurden von der Wiener Rettung ausgebildet und dürfen, wenn Leben auf dem Spiel steht, auch am Sabbat ausrücken. Die Serie über jüdische Museen in aller Welt setzt mit einem Bericht von Danielle Spera über jenes in Philadelphia fort.

Georg Markus hat für unsere Leser wieder ein Potpourri zusammengestellt, das geschichtlich interessant und mit viel Humor verfasst ist. Auch Erwin Javor hat etwas geschrieben, aber wer im Dajgezzen so unfreundlich zu mir ist, wird weder als Kolumnist noch als Experte für das Jiddische von mir erwähnt.

Wie Sie wissen, sind wir die einzige jüdische Zeitung von Relevanz, die nicht von der Kultusgemeinde unterstützt wird. Daher brauchen wir immer wieder Ihre freundliche Hilfe: BA-CA (BLZ 12000), Kontonummer 08573 923 300.

Viel Lese-Vergnügen wünscht

Ihr Peter Menasse
Chefredakteur

Zuschriften an office@nunu.at oder

UNS VERWUNDERT

Dass ausgerechnet Ariel Muzicant die Hypo Group Alpe Adria bei der Bewertung ihres Immobilienbestands berät. Rund hundert Objekte und Grundstücke umfasst das Hyporeich, darunter auch bekannte Objekte wie das Schlosshotel in Velden am Wörthersee oder das Hotel Alpenkönig in Seefeld. Der Wert des Immobilienportfolios der notverstaatlichten Bank mit Objekten in Österreich, Ost- und Südosteuropa wird auf 1,5 Mrd. Euro geschätzt. Die Hypo hat ihre Immobilienaktivitäten vor kurzem in einer eigenen Gesellschaft mit Sitz in Wien namens Probus Real Estate gebündelt. Als Kärntens Landeshauptmann Jörg Haider noch lebte, gehörte Muzicant zu seinen schärfsten Kritikern.



FOTO ©: APA

UNS BERÜHRT

Dass der Schriftsteller Frederic Morton bei seinem letzten Wien-Besuch erstmals wieder die Wohnung seiner Kindheit in der Thelemanngasse 6 betreten konnte. Er hat dieser Gasse in Hernals mit seinem Roman „Ewigkeitgasse“ ein literarisches Denkmal gesetzt. Das Haus wurde arisiert, nach dem Krieg hatte die Familie Morton, die in die USA flüchten konnte, die Mietverträge laufen lassen. Die

Mieterin Maria Salomon, die in die Wohnung von Mortons Eltern einzog, wurde sehr alt und starb letztes Jahr. So kam es, dass Morton, der Mitte März auf Einladung des Jüdischen Museums Wien für eine Diskussion in Wien war, erstmals nach über siebenzig Jahren wieder sein Kinderzimmer sah – und sich beim Weg durchs Stiegenhaus erinnerte: „Als Kind habe ich immer sieben Stufen auf einmal genommen.“



FOTO ©: HANS HOCHSTÖGER

UNS SCHMEICHEL

Dass sich die offizielle Zeitung der Israelitischen Kultusgemeinde, „Die Gemeinde“, uns zum Vorbild nehmen soll. Das jedenfalls geht aus einem Strategiepapier hervor, das sich mit der weiteren Entwicklung der gemeindeeigenen Medien befasst. Dort ist zu lesen:

Das „Magazin“ sollte qualitativ gute „politische“ bzw. „literarisch“ hochstehende Beiträge enthalten (siehe NU, jüdisches Echo) und eventuell nur alle 2 Monate erscheinen.
Der bisherige Lay-Out der Zeitung ist altmodisch und nicht leserfreundlich. Das NU zeigt wie es gehen kann, weniger Text, lockere Gestaltung und trotzdem Inhalt.

UNS INTERESSIERT

Das neue ORF Medienarchiv Judentum. In den Speichern des ORF lagern ungehobene Schätze, Millionen Stunden an Filmaufnahmen, die der Außenwelt nur in den seltensten Fällen zugänglich gemacht werden. Historiker beklagen diesen Zustand schon lange. Nun ist es dem Jüdischen Museum Wien gelungen, gemeinsam mit dem ORF eine jüdische Mediathek online zu stellen. 100 Radio- und Fernsehbeiträge dokumentieren das jüdische Leben Österreichs, nachzusehen und nachzuhören unter religion.ORF.at/Judentum.



FOTO ©: ORF



FOTO ©: PETER RIGAUD



FOTO ©: JÜDISCHES MUSEUM WIEN



FOTO ©: STEFAN MAIER

SEITE 6

SEITE 10

SEITE 36

EDITORIAL 3

MEMOS 4

AKTUELL

AUFSTAND IN NORDAFRIKA 6

Was bedeuten die Revolten in Ägypten, Libyen und Tunesien für Israel? Avi Primor analysiert
Von Danielle Spera

DIE HOLOGRAMM-AFFÄRE 10

Was hinter der Aufregung um die zerstörten Hologramme im Jüdischen Museum Wien steht
Von Barbara Tóth

VERGANGENHEITSPOLITIK 13

Der neue Leiter des Zukunftsfonds Herwig Hösele im Porträt
Von Rainer Nowak

ZEITGESCHICHTE 14

Medizinnobelpreisträger Eric Kandel im Interview über seine Heimat Wien
Von Martin Engelberg

EXKLUSIVE ERINNERUNGEN 18

Anekdoten von und mit jüdischen Genies und Geistesgrößen Teil IV
Von Georg Markus

WIEN

ERSTE HILFE 22

Seit kurzem gibt es in Wien einen orthodoxen Sanitätärdienst
Von Martin Engelberg

SERIE ERZÄHLEN SIE MIR 24

Zum Abschluss der Serie erzählt Gertrude Laufer von ihrem Leben als berufstätige Frau
Von Ruth Eisenreich

KULTUR

FOTOGRAFIE 27

Bitte vor die Kamera: NU-Fotograf Peter Rigaud im Porträt
Von Fritz Neumann

COVER 30

Der Historiker Timothy Snyder über sein Standardwerk „Bloodlands“
Von Axel Reiserer

REZENSION 34

Aus dem Tagebuch einer ehemaligen Patientin Freuds
Von Herbert Voglmayr

MAMMELOSCHN 35

Ich hob nischt kejn Tanes
Von Erwin Javor

WELT

AFRIKA I 36

Wie ein jüdischer Supermark in Kinshasa neue Standards setzt
Von Stefan Maier

SERIE JÜDISCHE MUSEEN 41

Das Jüdische Museum in Philadelphia interpretiert den amerikanischen Traum
Von Danielle Spera

AFRIKA II 44

Das abenteuerliche Schicksal der äthiopischen Juden – eine Spurensuche
Von Cornelia Mayrbäurl

EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH 49

Von Michaela Spiegel

ALLTAGSGESCHICHTEN 50

Über Irrationalitäten in Israel
Von Erwin Javor

KOMMENTAR 51

Kommt denn was Besseres nach?
Von Martin Engelberg

IN EIGENER SACHE 53

UNSERE AUTOREN 54

DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN 55

Von Peter Menasse und Erwin Javor

IMPRESSUM 56

office@nunu.at

www.nunu.at

„Es wird ein kalter Frieden sein“

Wie geht Israel mit den Aufständen in der arabischen Welt um? NU sprach mit Avi Primor über die Auswirkungen der Aufstände in den arabischen Ländern und die Chance auf Frieden im Nahen Osten.

INTERVIEW VON DANIELLE SPERA

NU: Mit welchen Gefühlen verfolgen Sie die Aufstände in den arabischen Ländern?

Primor: Nunu ...

Nein, jetzt im Ernst, wo werden die Aufstände in der arabischen Welt hinführen – zu Demokratie oder zu Instabilität, Islamismus, Fanatismus? Demokratie kann man nicht willkürlich erzwingen, sie muss schrittweise wachsen. Es gilt aber, jetzt einmal in aller Ruhe zu analysieren. In Tunesien, wo alles den Anfang nahm, hat Ben Ali einen Polizeistaat geführt. Das ist kein Vergnügen, aber das kleinere Übel verglichen zu einem Gottesstaat. Es scheint so, als ob sich die Situation in Tunesien auch nicht in diese Richtung bewegt. Denn die fundamentalistische Bewegung in Tunesien hat sich nicht in diese Richtung entwickelt. Der Bürgerkrieg in Algerien hat einen sehr starken Eindruck auf Tunesien, aber auch auf Ägypten gemacht und das iranische Beispiel ist eine Warnung für diese Staaten. Ich denke, dass Tunesien unterwegs zur Demokratie ist. Aber das wird lange dauern, es ist ein steiniger

Wo werden die Aufstände in der arabischen Welt hinführen?

Autoritäre Langzeitherrscher und Monarchien in der Arabischen Welt

Marokko	Algerien	Tunesien	Libyen	Ägypten
König Mohammed VI. seit 1999; demokratische Reformen, aber soziale Spannungen, Unruhen in besetzter Westsahara	Präsident Bouteflika seit 1999; „Pulverfass“ dank Arbeitslosigkeit, Korruption und unterdrückter islamistischer Opposition	Präsident Zine el Abidine Ben Ali (seit 1987); gestürzt 2011 nach Unruhen wegen Wirtschaftsmisere, Korruption und politischer Unterdrückung	„Revolutionsführer“ Gaddafi seit 1969; Opposition unterdrückt, wirtschaftlich prosperierend, politisch stabil	Präsident Mubarak seit 1981; autoritäres Regime, soziale und politische Spannungen, verbotene, aber starke islamistische Opposition



Jordanien	Syrien	Saudi-Arab.	Jemen	Andere Monarchien
König Abdullah II. seit 1999; palästinensische Bevölkerungsmehrheit, starke islamistische Opposition	Präsident Bashar Al-Assad seit 2000; Einparteiherrschaft, wirtschaftliche Reformen, politische Repression	König Abdullah seit 2005; islamische absolute Monarchie, Sonderstellung durch heilige Stätten des Islam und Ölreichtum	Präsident Al Abdallah Saleh seit 1978; schiitische Rebellen, Separatisten und Al-Kaida-Terroristen	Kuwait Bahrain Katar V.A.E. Oman

Grafik: © APA, Quelle: APA

* Nachfolger seines Vaters, der 1970 an die Macht kam

APA

„Die arabischen Staaten haben mittlerweile begriffen, dass die echte Gefahr für sie im Iran lauert und nicht in Israel.“

Weg, aber der Weg scheint gebahnt zu sein.

In Ägypten ist die islamistische Muslimbruderschaft die größte Oppositionsbewegung. Es gibt Befürchtungen, dass sie das Land nach dem Volksaufstand in einen Gottesstaat umwandeln könnten.

Die fundamentalistische Bewegung in Ägypten ist zerstritten, es gibt da viele Spaltungen, sie hat auch keinen charismatischen Führer. Wenn man das mit Europa vergleicht, war Haider charismatisch und hat daher großen Erfolg gehabt. In Deutschland haben die neonazistischen Bewegungen aus diesem Grund nie Erfolg gehabt. Das spielt eine wichtige Rolle. Außerdem sprechen wir bei Ägypten von einem vielfältigen Land. Es ist zwar eine Nation, aber in dieser Nation gibt es auch eine beachtliche christliche Minderheit, es wird nicht so einfach sein, da einen islamischen Gottesstaat zu errichten. Außerdem gibt es eine starke intellektuelle Schicht, die vor einer fundamentalistischen Bewegung Angst hat. Es gibt eine große Bevölkerungsschicht, die den Westen kennt, ihn versteht, ihn imitieren will, einen Kern von Liberalismus und Demokratie, es ist zwar nur ein Kern, aber der existiert. Also es gibt auch da eine Hoffnung darauf, dass der richtige Weg eingeschlagen wird.

Auch in Jordanien ist der Druck auf König Abdullah gestiegen, es kommt immer wieder zu Unruhen.

In Jordanien gibt es ein ethnisches Problem. Es gibt die palästinensische Mehrheit, doch die regierende Schicht sind die Beduinen, die mit dem haschemitischen Königshaus aus eigenem Interesse verbunden ist. Das Königshaus ist zwar beliebt, aber König Abdullah II. nicht so sehr. Er ist allerdings nicht verhasst. Viele Palästinenser sind mit dem Regime verbunden und wünschen sich keine palästinensischen Machthaber und

kein fundamentalistisches Regime. Ruhig ist die Situation in Jordanien nicht, es ist zerbrechlich, aber das Land muss nicht unbedingt auseinanderfallen.

Was bedeutet das jetzt für den Frieden mit Israel?

Aus der Geschichte haben wir gelernt, dass politische Bewegungen, die von Ideologie geprägt sind, sich wandeln, wenn sie an die Macht kommen, denn dann haben sie Staatsräson. Das bekommt dann die Oberhand. Wenn wir vom Frieden mit Ägypten sprechen, müssen wir uns erinnern, dass Präsident Sadat, der den Frieden mit Israel initiiert hat, aber auch sein Nachfolger Mubarak, nicht unbedingt in uns verliebt waren. Der Frieden mit uns ist in ihrem eigenen Interesse. Ägypten

nächst wird das in Ägypten die Armee sein, das wird sich aber nicht lange halten. Selbst wenn es die Fundamentalisten sein sollten, werden sie verstehen, dass es in ihrem Interesse liegt, den Frieden mit Israel zu erhalten. Es wird ein kalter Frieden sein, aber ein kalter Frieden war es auch mit Sadat und Mubarak. Das Gleiche und viel mehr gilt für Jordanien. Jordanien braucht Israel fundamental, wirtschaftlich, politisch und für die eigene Stabilität brauchen sie die Verbindung zu Israel, da ist auch keine Liebe da, aber Eigeninteresse.

Der stellvertretende Ministerpräsident Silwan Shalom hat gemeint, er hätte zwar gern, dass alle Araber in einer Demokratie leben würden. Aber einige Wahlen hätten Extremisten an die Macht gebracht – in



„Ich sehe für Libyen zwei Möglichkeiten: Entweder bewaffnet der Westen die Aufständischen, bis sie den Krieg gewinnen. Oder es gibt eine Teilung des Landes, es ist ohnedies ein Land der Stämme und nicht eine Einheit wie Ägypten.“

brauchte ihn. Daher glaube ich, dass wer auch immer im Lauf der Zeit an die Macht kommt, an einem Frieden mit Israel interessiert ist, schon aus eigenem Interesse. Ich nehme an, zu-

Anspielung auf die Hamas, die 2006 die Parlamentswahlen in den Palästinensergebieten gewonnen hat.

Die Hamas ist demokratisch gewählt und stellt im Gazastreifen die Regie-



„In Tunesien, wo alles den Anfang nahm, hat Ben Ali einen Polizeistaat geführt. Das ist kein Vergnügen, aber das kleinere Übel verglichen mit einem Gottesstaat. Ich denke, dass Tunesien unterwegs zur Demokratie ist. Aber das wird lange dauern, es ist ein steiniger Weg, aber der Weg scheint gebahnt zu sein.“

rung – mit einer antisemitischen Verfassung, in der die Vernichtung Israels festgeschrieben ist. Auch wenn der Hass grenzenlos ist, ist die Hamas an Gesprächen mit Israel interessiert. Dieses Interesse haben sie aus Staatsrason. Wenn eine Bewegung ein Territorium und eine Bevölkerung hat, entstehen in der Folge auch Staatsinteressen und diese Interessen haben immer die Oberhand. Also selbst wenn man Befürchtungen hat, wer da an die Macht kommt, schauen wir einmal, was das Interesse des Landes ist.

Nach blutigen Ausschreitungen wächst auch in Syrien die Wut auf das Regime Assad.

Unsere Einschätzung war, dass das Regime sehr stabil sei, und jetzt müssen wir erkennen, dass es nicht so ist. Tatsächlich war Syrien immer eine Diktatur, in der eine Minderheit – die Alawiten – eine Mehrheit beherrscht hat. Die Bevölkerung hat sich damit abgefunden, weil es keine Alternative gab. Es ist klar, dass Assad, sowohl der Vater als auch der Sohn, Bashar al-Assad, der nun auch schon 11 Jahre an der Macht ist – ein Faktum, dass man immer vergisst, 11 Jahre, eine lange Zeit für ein Staatsoberhaupt. Auch von deren Seite gab es Interesse, mit uns Frieden zu schließen – aus eigenem Interesse, nicht um uns einen Gefallen zu tun. Was geschieht, wenn dieses Regime nicht mehr hält? Einen Vorteil hatte das Assad-Regime – man konnte sich in puncto Sicherheit auf die Assads

verlassen. Das syrische Regime konnte Kriege gegen uns führen, es gab Hasspropaganda, Unterstützung der Hisbollah im Libanon, aber wenn sie sich entschieden hatten, einen Waffenstillstand mit uns einzugehen, so wurde das 100 Prozent respektiert, jede Vereinbarung wurde eingehalten. Anders als z. B. mit dem Palästinenserpräsidenten, der wohlwollend ist, aber keine Mittel zur Verfügung hat, Sicherheit zu gewährleisten, nicht einmal seine eigene.

Assad wird sich also an der Macht halten?

Ich sehe momentan nicht, dass das Regime zerbröckelt, da sie militärisch sehr mächtig sind und keine Hemmungen haben. Dennoch lässt es sich nicht ausschließen, denn wir haben schon starke Regime gesehen, die doch unter dem Druck der Bevölkerung untergegangen sind. z. B. das Regime des Schahs, das war auch ein hemmungsloses Regime. Und da muss man sich fragen, was kommt danach. Ich sehe nicht, dass Syrien sehr von Islamismus geprägt ist. Es ist ein säkulares Regime, das seit Jahren dafür gesorgt hat, dass sich der Islamismus nicht stärken kann. Syrien war seit seiner Unabhängigkeit immer eine Diktatur, aber nie ein Gottesstaat. Im Gegenteil, sie fürchteten immer die Islamisten. Eines ist sicher, wer auch immer an die Macht kommt, wird grundsätzlich das gleiche Interesse haben, wie die Assads, mit uns Frieden zu schließen, denn sonst bleibt Syrien in Isolation, so-

wohl im arabischen Raum als auch im Westen. Die Allianz zwischen Syrien und dem Iran ist eine Künstliche, es gibt wenig Gemeinsamkeiten, die Syrer sind Araber, keine Schiiten, sondern Sunniten. Nachdem sie kein Gottesstaat sind, haben sie kein Interesse, dass der Iran die Oberhand in der islamischen Welt bekommt. Dieses Interesse, diese Staatsrason wird für jedes neue Regime gültig sein, allerdings liegt die Gefahr in der Übergangszeit, da könnte es für Israel gefährlich werden. Daher beobachtet Israel diese Entwicklung mit großer Aufmerksamkeit.

Was bedeutet das nun in Sachen Iran, es gibt Befürchtungen, dass der Iran die unruhigen Zeiten nutzen und die Kontrolle über den Nahen Osten erlangen könnte.

Die arabischen Staaten haben mittlerweile begriffen, dass die echte Gefahr für sie im Iran lauert und nicht in Israel. Vor diesem Hintergrund hat ja Saudi-Arabien einen Friedensentwurf vorgelegt, der auch von der Arabischen Liga akzeptiert worden ist. Sie haben dem Staat Israel Frieden und eine Normalisierung der Beziehungen angeboten, weil für sie evident ist, dass der Iran auch für sie zur Bedrohung werden kann. Sie brauchen aber Ruhe in ihrem Hinterhof, also mit Israel.

Ein wichtiger Faktor ist die Türkei, es ist die große Frage, wie sich die Türkei verhält.

Die Türkei bereitet uns ohnedies

große Sorgen. Ich stelle jedenfalls fest, dass die Türkei momentan sehr vorsichtig beobachtet, sie mischt sich nicht ein.

In Libyen gibt es einen Schulter-schluss Europas, den Aufständischen gegen Gaddafi zu helfen.

Niemand hat Gaddafi geliebt, die Politiker haben sich die Nase zugehalten und ihn dann hofiert. Denken Sie nur daran, wie sich die Schweiz verhalten hat, nach dem Vorfall mit dem Sohn von Gaddafi, sie haben sich von Gaddafi demütigen lassen. Ich gehe davon aus, dass alle sich freuen werden, wenn Gaddafi verschwindet. Aus wirtschaftlichen Gründen hat jeder vor ihm einen Kniefall getan. Ich sehe für Libyen zwei Möglichkeiten: Entweder bewaffnet der Westen die Aufständischen, bis sie den Krieg gewinnen. Oder es gibt eine Teilung des Landes, es ist ohnedies ein Land der Stämme und nicht eine Einheit wie Ägypten. Wie habend die Franzosen vor dem Fall der Mauer gesagt: Wir lieben Deutschland so sehr, dass wir uns darüber freuen, dass es zwei davon gibt ...

Kritiker meinen, dass die Forderung nach Demokratie in den Nachbarländern nicht zum eigenen Selbst- und Weltbild Israels passe.

Die arabische Welt scheint schüchtern den Weg zur Demokratie einzuschlagen, aber wie gesagt ist es ein langer steiniger Weg. Vor allem ein unsicherer Weg. Erstaunlich, wie wenig man das in Israel wahrnimmt und wie wenig man sich in Israel darüber freut. Man hat diesen Reflex oder Instinkt der Sicherheit. Wenn sich etwas ändert, stellt man sich sofort die Frage: Was bedeutet das für unsere Sicherheit? Anstatt zu sagen, da gibt es eine Chance, sagt man: Da gibt es eine Gefahr. Kennen Sie den Witz, als ein europäischer Schuhfabrikant zwei Mitarbeiter nach Afrika schickt, um den Markt für Schuhe zu sondieren.



FOTO ©: PETER RICAUD

AVRAHAM „AVI“ PRIMOR

geb. 1935 in Tel Aviv, stammt von niederländisch-deutschen Eltern ab. Er war viele Jahre israelischer Botschafter in Deutschland, Vizepräsident der Universität Tel Aviv. Seit 2004 ist er an der Privatuniversität Interdisciplinary Center (IDC) Herzliya tätig, wo er eine Zusammenarbeit mit einer palästinensischen und einer jordanischen Universität gegründet hat und leitet.

„Ruhig ist die Situation in Jordanien nicht, es ist zerbrechlich, aber das Land muss nicht unbedingt auseinanderfallen.“



FOTO ©: EPA

Der eine schreibt zurück, alle laufen barfuß herum – nichts zu machen. Der andere dagegen schreibt zurück, alle laufen barfuß herum – unlimited business. Es hängt also von der Sichtweise ab. In Israel hat man auf Grund der langjährigen Erfahrung eher den pessimistischen Blickwinkel. Die Aufstände in der arabischen Welt sind ansteckend. Wie lange wird es dauern, bis es in die besetzten Gebiete kommt, wer weiß, was da auf uns zukommt. Wir sehen in den letzten Wochen eine Eskalation, Terroranschläge und verstärkte Raketenangriffe. Das ist eine große Gefahr, aber auch eine Chance für eine neue Friedensinitiative, Netanyahu verspricht das, Obama scheint nicht interessiert, die Initiative der Europäer in Libyen ist ein Novum, hier hat sich etwas in Bewegung gesetzt, da kann eine Friedensinitiative entstehen. Im September wollen die Palästinenser einseitig die Unabhängigkeit der UNO zu unterbreiten, da stellt sich die Frage, wie viele Länder das anerkennen. Es sollte jetzt jemand eine Friedensinitiative starten. Hoffentlich auch endlich die israelische Regierung.

Der Historiker Tom Segev hat kürzlich in einem Interview mit dem „Spiegel“ gemeint: „Während wir sehen, wie sich die arabische Welt demokratisiert, wird in Israel die Demokratie schwächer.“ Wie beurteilen Sie das?

In Israel gibt es tatsächlich große Probleme, da die energischsten Kräfte in der Regierung die rechten und die Rechtsextremisten sind, Lieberman ist nur einer unter mehreren, die setzen rassistische und undemokratische Gesetze durch und die Bevölkerung steht dem gleichgültig gegenüber. Nun sagt Tom Segev, nicht nur eine Demokratie wächst schrittweise, auch eine Diktatur, so wie sich in Italien das jetzt gefährlich entwickeln kann. Es ist beunruhigend, aber ich hoffe sehr, dass er nicht recht hat.

„Skandal“ und „Scherbengericht“

Das Jüdische Museum Wien landete in diesem Frühjahr in den Schlagzeilen. Zerbrochene Hologramme, ein wütender Protestbrief von Museumsdirektoren, der Rücktritt des Prokuristen, des NU-Chefredakteurs Peter Menasse. Was genau ist passiert? Protokoll einer Erregung in Form von zehn Fragen und elf Antworten.

VON BARBARA TÓTH

1) Was hat den Skandal ausgelöst?

Das Haupthaus des Jüdischen Museums Wien (JMW) in der Dorotheergasse ist seit Mitte Jänner wegen einer dringend notwendigen Generalsanierung geschlossen. Lifte werden renoviert, eine komplett neue Klimaanlage eingebaut, der Eingangsbereich neu geordnet und die undichte Dachkuppel saniert.

Am 12. Jänner versuchte die vom Museum als Bestbieter beauftragte Glasfirma Briza jene 21 wuchtigen Doppel-Glasplatten zu demontieren, die seit 1996 das Herzstück der alten Dauerausstellung im zweiten Stock bildeten. Auf ihnen waren Hologramme eingelassen, die verschiedene Bilder und Objekte des Wiener Judentums zeigten.

Diese Form der Installation war in der Neukonzeption des Museums nicht mehr vorgesehen, die Glasplatten sollten deswegen in ein Depot wandern. Beim Abbau zerbra-

chen die 7,5 Tonnen Sicherheitsglas in unzählige Scherben.

2) Hätten die Glasplatten abtransportiert werden können?

Hier steht Expertenaussage gegen Expertenaussage. Die Firma Fritsch Stiassny Glastechnik, die die Glas konstruktion gemeinsam mit dem Architekten Martin Kohlbauer entwickelt und ausgeführt hatte, sagt, man hätte die Winkeleisenverankerung, mit der die Glasplatten gehalten wurden, einfach aufschrauben können. „Lediglich die Verankerung der feststehenden Bodenkonsole wurde geklebt.“

Der Gutachter Horst Jäger, der von der Wien Holding, Eigentümer des Museums, beauftragt wurde, kam nach einer Besichtigung der Baustelle am 28. Februar zum Schluss, „dass die Materialien voneinander nur durch Einsatz von Brechstangen

zu trennen“ gewesen wären, weil beim Einbau vor 15 Jahren doch Klebstoff eingesetzt worden sei.

3) Wieso erfuhr die Öffentlichkeit davon?

Die Chefkuratorin des Jüdischen Museums, die fachlich hervorragend qualifizierte Judaistin Felicitas Haimann-Jelinek, deren Idee die Installation der Glastafeln mit den Hologrammen einst waren und die sich ebenfalls um den Job der Direktorin im JMW beworben hatte, erfuhr von der Demolierung am 26. Jänner. Empört schickte sie Fotos der zerstörten Hologramme an Freunde. Am 2. Februar veröffentlichte der Grazer Museologe Gottfried Fliedl mehrere Scherbenbilder unter dem Titel „Erneuerung durch Zerstörung? Das Jüdische Museum der Stadt Wien vernichtet sein wichtigstes Medium, die Daueraus-

stellung“ auf seinem Weblog. Am 7. Februar berichtete die „Presse“ erstmals von den Vorgängen, kurz darauf waren die zerstörten Hologramme Thema in allen österreichischen Medien.

4) Wie kam es zu dem Protestbrief?

Der Leiter des Jüdischen Museums in Hohenems, Hanno Loewy, startete eine blitzartige Unterschriftenaktion unter Museumskollegen. Letztlich folgten 25 Personen seinem Aufruf, darunter Mitarbeiter jüdischer Museen in Frankfurt, Berlin, München, Paris, Belgien, Eisenstadt und Hohenems. In ihrem offenen Brief, der am 9. Februar veröffentlicht wurde, übten sie scharfe Kritik an der Zerstörung der Hologramme, die sie als wertvoll für die Geschichte der Jüdischen Museen einstufen. Keiner der Unterzeichner hatte mit Spera davor direkt Kontakt aufgenommen oder eine Diskussion mit ihr gesucht.

5) Warum trat der von Spera eingesetzte Prokurist des Museums Peter Menasse zurück?

Weil er einen schweren Fehler gemacht hatte. Der offene Brief der Museumskollegenschaft empörte ihn sehr, vor allem aber fand er es unfair, dass man nicht zuvor das Gespräch mit Spera gesucht hatte, sondern sie öffentlich attackierte. Auf der Internetplattform Facebook kommentierte er dieses, seiner Meinung nach unreflektierte Vorgehen mit der abgewandelten Zitierung des SS-Spruchs: „Ihre Ehre heißt Treue“. Normalerweise fällt eine solche Äußerung in Österreich unter das NS-Verbotsgesetz und ist strafbar. Als der „Falter“ dieses Zitat aufgriff und darüber berichtete, entschuldigte sich Menasse und trat am 17. März zurück.



Die Hologramme in ihrer ursprünglichen Form – und nach dem Abbau am 12. Jänner 2011



FOTOS ©: JÜDISCHES MUSEUM WIEN

6) Wieso hat das alles auch mit Standesfragen zu tun?

Weil Spera in der Museumslandschaft einen neuen Typus an Direktorin darstellt. Dass einer populären ORF-Moderatorin der Vorzug vor ausgewiesenen, aber lange nicht so öffentlichkeitswirksamen Fachleuten wie eben der Chefkuratorin Haimann-Jelinek oder dem Leiter des Münchner Jüdischen Museums, Bernhard Purin, gegeben wurde, hat viele in der Branche verstört. Sie sind der Meinung, dass bei ei-

ner Museumsbestellung Prominenz nicht mehr zählen darf als Fachwissen.

Weil viele Museen inzwischen ausgelagert sind, tendiert die Politik aber eher dazu, Manager zu bestellen als Fachleute.

Im Arbeitsalltag prallen dann zwei Welten aufeinander. Die des ORF-Stars Spera, die alleine durch ihre Bekanntheit dem Haus Präsenz verschafft, sich selbst als bekennende Jüdin zum Exponat macht – etwa, indem Schulen sie zu „Director's Visits“ einladen können – und so

nebenbei 350.000 Euro Sponsorgelder für die Renovierung des Museums und die neu eröffnete Dependence am Judenplatz auftrieb. Und die Welt eines gut vernetzten Kuratoren- und Museologenmilieus, unter ihnen brillante Judais-ten, engagierte Museumsdidaktiker und Historiker, die dann aber eben auch schnell einmal die Nase über die „Moderatorin“ Spera rümpfen. Selbst wenn sie über den Künstler Hermann Nitsch promovierte.

7) Sind die Hologramme nun Kunstwerke oder nicht?

Das ist die zentrale, wissenschaftliche Frage, die in der öffentlichen Debatte leider viel zu kurz kam.

Ja, meinen die Kritiker Speras. Die Hologramme seien nicht nur bloße „Ausstellungsarchitektur“, sondern „unwiederbringliche Originale“, weil sie über die Jahre selbst zu Exponaten wurden, zu Zeugnissen jüdischen Selbstverständnisses, zu „bemerkenswertesten Präsentationen jüdischer Geschichte in der Welt der Jüdischen Museen und weit darüber hinaus“.

Nein, meinen die Gegner. Die Hologramme sind „nicht historische Kostbarkeiten, sondern schlicht technologisch aufwändige Ausstellungseinbauten“, die einmal besonders innovativ waren, inzwischen aber in die Jahre gekommen sind, wie der „Standard“ schrieb. Und weil das Museum ein zweites, kleineres Set in Reserve habe, sei die Zerstörung deswegen auch nicht weiter schlimm.

Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass die Hologramme alleine aufgrund der langen Zeit, in der sie ausgestellt waren, zu wichtigen Dokumenten der österreichischen Erinnerungskultur geworden sind. Sie sind beispielhaft für die Art und Weise, wie in der Post-Waldheim-Ära Öster-

reichs Zeitgeschichte auf besonders hohem intellektuellem Niveau reflektiert wurde.

Im Idealfall sollten sie deswegen einmal auch als historische Zeugnisse in einem Haus der Geschichte oder einem Museum österreichischer Nationalgeschichte stehen. In welcher Form auch immer: In miniature, als virtueller Rundgang oder in Bildern – aber ganz und gar nicht zwingend im Original.

8) Steht hinter dem Skandal ein Machtkampf ganz anderer Art?

Ja. Wie bei vielen Konflikten gibt es eine persönliche Ebene, aber auch eine politische. Eine der schärfsten Kritiker Speras im Zuge des Skandals war der Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde, Ariel Muzicant. Die Kultusgemeinde stellt drei Aufsichtsräte des Museums. Bis jetzt war Muzicant das dominierende Sprachrohr des Wiener Judentums. Mit Spera gibt es nun eine zweite, nicht weniger starke Stimme. Dazu kommt, dass Spera, Menasse und Speras Ehemann Martin Engelberg im NU sich immer wieder kritisch mit der Politik Muzicants befasst haben. Engelberg wird außerdem als möglicher Kandidat für die Muzicant-Nachfolge gehandelt.

9) Warum interessierten sich die Medien so sehr für diese Geschichte?

Weil sie alle Zutaten für einen guten Skandal liefert, und nichts lieben Medien mehr als diesen. Ein in dramatischen Bildern festgehaltener, Sündenfall (der Scherbenhaufen) – noch dazu einer, der historische Assoziationen weckt („Reichskristallnacht“). Eine Gruppe, die die Rolle des Skandalisierers übernimmt

(die empörten Museologen), und das eingängige Motiv „Mehrheit verschwört sich gegen Außenseiterin“ bedient. Eine prominente, in die Defensive geratene Hauptfigur (Spera), dazu ein gefallener Adjutant (Menasse) sowie ein einflussreicher und wortgewandter Gegenspieler (Muzicant). Besser hätte sich das auch kein Drehbuchautor ausdenken können.

10) Was hat das alles mit dem Holocaust und jüdisch-Sein zu tun?

Mehr, als man sich wünscht. Da ist zum einen die bereits angesprochene Assoziation mit der „Reichskristallnacht“, die die Bilder der zerbrochenen Hologramme erweckten. Im Protestbrief der Direktoren wird die Entfernung der Hologramme in Zusammenhang gebracht mit der „Katastrophe unvergleichbaren Ausmaßes, die in der willentlichen Auslöschung jüdischen Lebens, jüdischer Kultur und jüdischer Erinnerung bestand“. Darauf folgte Menasses unglücklicher SS-Vergleich. Und schließlich berichtete die „Neue Zürcher Zeitung“, dass die Glasfirma Briza, die die Hologramme demontierte, einst der Familie Rudolf Munk gehört hätte, die in der Shoah umkam – was nicht stimmt. Ein arisierter Glaserer zerstört in einem von einer Jüdin geführten, jüdischen Museum vermeintliches Kulturgut – das wäre dann der abstruse Subtext des Hologramm-Skandals.

Und nu? Die Kombination aus prominentem, engagiertem Aushängeschild und fachlich hervorragendem Team hätte für den Neuanfang des Museum fruchtbar sein können, war es aber nicht. Jetzt sind die Fronten geklärt. Spera wird am Erfolg der neuen Dauerausstellung zu messen sein.

Der treue Sekretär

An der Spitze des Zukunftsfonds steht mit Herwig Hösele einer der bestvernetzten Alt-ÖVP-Politiker. Die Aufgaben des Fonds sieht er breit gestreut. Das Thema NS-Vergangenheit habe ihn schon immer sehr interessiert.

VON RAINER NOWAK

Herwig Hösele hat nur kurz Zeit für das Gespräch. Gleich kommt Heinrich Neisser, ehemals zweiter Nationalratspräsident und Klubobmann der ÖVP, Lehrender an der Universität Innsbruck und als kritischer Geist seiner Partei gerne von den Medien befragt. Er feierte gerade seinen 75. Geburtstag, ein paar Tage bevor Erhard Busek mit seinem 70er dran ist. Die alten ÖVP-Veteranen sind dieser Tage aber nicht nur am Feiern, sondern emsig damit beschäftigt, mehr oder weniger ehrenamtlich etwas für die politische Kultur in Österreich zu unternehmen.

Busek gibt Interviews und Tipps, wie sein Nach-Nachfolger mit der aktuellen ÖVP-Krise umgehen soll – Regierungsteam umbilden! – und gibt den Elder Statesman. Neisser und Hösele kämpfen für die Einführung eines neuen Mehrheitswahlrechts. Der 58-Jährige führt seit kurzem vor allem aber den Zukunftsfonds, der aus dem einstigen Entschädigungsfonds für ehemalige Zwangsarbeiter entstanden ist.

Geleitet hatte den Zukunftsfonds, der historische Projekte der Vergangenheitsbewältigung (und auch solche für Toleranz in der Gesellschaft) fördert, vor wenigen Jahren Waltraud Klasnic, die frühere steirische Landeshauptfrau. Mit der hatte Hösele als Sekretär und erster Berater Jahre lang zusammengearbeitet, sie war nach Josef Krainer seine Mentorin gewesen. Mit ihrem Rücktritt im Zuge der Herberstein-Affäre musste dann auch Hösele Abschied aus dem Landhaus in Graz nehmen, seine Funktion als medial

gut vernetzter Vor- und Nachdenker Klasnics war nicht mehr gefragt.

Dass er auf deren Intervention in seine neue Funktion gekommen sei, bestreitet Hösele im Gespräch mit „NU“ vehement. Dass er in der Öffentlichkeit bisher nicht als Spezialist für den Umgang mit der NS-Zeit galt, wisse er zwar auch, aber: „Mein Interesse an sensiblem und sorgfältigem Umgang mit der Vergangenheit und mein unbedingtes Eintreten für Menschenrechte wurden schon durch die beginnende Schülerbewegung als kleiner Ausläufer der 1968er-Bewegung geprägt – ich war als Jahrgang 1953 einer der Exponenten in der Steiermark.“ 1970 habe dann ein Alpbach-Seminar zum Umgang Österreichs mit der NS-Zeit, das die Historiker Erika Weinzierl und Gerhard Jagschitz hielten, endgültig sein Interesse geweckt. Nun wird er den jährlich mit zwei Millionen dotierten Fonds leiten und weiterhin Forschungsarbeiten zur Aufarbeitung des Holocausts und der NS-Zeit in Österreich finanzieren. Acht weitere Jahre hat der Fonds noch finanzielle Ressourcen, um so zu arbeiten. Seit 2006 wurden weit über 500 Projekte gefördert, sagt Hösele, der um Verständnis bittet, nach ein paar Tagen Einarbeitungszeit noch kein echtes Arbeitsprogramm nennen zu können. Derzeit lese er etwa gerade den „beklemmenden“ Bericht „Die Akten der Klienten/Klientinnen der Kanzlei Dr. Michael Stern 1938-1945“.

Wie schon bisher werden aber weiterhin Projekte zur Versöhnung wie „Letter to the Stars“ unterstützt, aber



FOTO ©: APA

Der 58-Jährige führt seit kurzem den Zukunftsfonds, der aus dem einstigen Entschädigungsfonds für ehemalige Zwangsarbeiter entstanden ist.

auch Forschungen zu anderen totalitären Regimen wie dem Dritten Reich. Selbst tagespolitische Aktionen finden hier Förderung, etwa eine Untersuchung, wie Menschenrechtskonform oder nicht die Schubhaft nun tatsächlich sei. Dass solche wissenschaftlichen Untersuchungen eigentlich nichts mit der ursprünglichen Idee des Entschädigungsfonds für NS-Opfer zu tun haben, sieht Hösele nicht als Problem. „Ich nehme das „Nie-wieder!“ sehr ernst: Intoleranz kommt in verschiedenen Mänteln. Das muss man daher auch breit untersuchen.“

Infos unter
www.zukunftsfonds-austria.at

„Wir können nie sicher sein, dass Hitler nicht wieder passiert“

Lange hatte Medizinnobelpreisträger Eric Kandel von Wien keine hohe Meinung. Warum sich das geändert hat, und was die Psychoanalyse von der Medizin lernen kann, erzählte er NU bei seinem letzten Besuch. Protokoll einer ungewöhnlichen Begegnung.

VON MARTIN ENGELBERG (INTERVIEW) UND CHRISTIAN FISCHER (FOTOS)

Das Gespräch mit Eric Kandel ist eine Begegnung mit vielen Witzen und herzlichem Lachen, aber auch Nachdenklichkeit. Seine Antworten sind voller interessanter Gedanken und er kann im nächsten Moment wieder zu einem Small Talk wechseln – einem höchst unterhaltenden jedoch. Der jetzt 81-jährige, in Wien geborene Nobelpreisträger Kandel ist eben nicht nur ein Wis-

senschaftler, der es zu Weltruhm brachte, sondern auch eine Person, der seine menschlichen Seiten ganz offen zur Schau trägt und den Gesprächspartner von Anfang an überrascht.

NU: Guten Tag Professor – es ist mir eine Ehre und Freude Sie kennenzulernen.

Kandel: Wie kann ich Ihnen helfen?

Wir fangen beide herzlich zu lachen an, weil Kandel mir die typische Eingangsfrage eines Psychoanalytikers stellt.

Aber ich bin doch der Psychoanalytiker.

Kandel: Ja wieso eigentlich, ich dachte Sie müssten doch ein Journalist sein. Sind Sie jüdisch? Sind Sie in Wien geboren? Woher kommt Ihre Familie?



Im nächsten Moment tauschen wir bereits unsere Familiengeschichten aus. Auf köstliche Art und Weise zwischen Englisch, Deutsch und Jiddisch wechselnd stellen wir fest, dass unsere beiden Familien allesamt aus Galizien stammen.

Ihre Familie floh 1939 in die USA, Sie gingen dann dort in eine Jeschiwah (Talmudschule). Wie sehr hat Sie das in Ihrer Arbeit geprägt?

Kandel: Ja, ich ging in die Jeschiwa in Flatbush (Anm.: ein jüdisch-orthodoxes Viertel in Brooklyn, New York). Der Einfluss war unglaublich. Aber hier in Wien war ich in einer ganz normalen Volksschule in der Schulgasse im 18. Bezirk, gleich beim Gürtel. Die Schule gibt es nicht mehr.

Wie ist Ihre Beziehung zur jüdischen Religion heute?

Kandel: Sehr distanziert. Ich bin sehr jüdisch. Ich mag es, jüdisch zu sein. Aber ich gehe nur zu den hohen Feiertagen in die Synagoge. Meine Kinder sind viel religiöser als ich. Meine Tochter führt einen koscheren Haushalt. (Kandel fängt wieder zu lachen an.) Eines Tages rief meine Frau unsere Tochter an und sagte ihr: „Ich wollte, dass Du einen jüdischen Mann heiratest, aber ich wollte nicht, dass Du so übertreibst.“

In diesem Moment stößt Kandels Frau Denise zu dem Gespräch, sie bemerkt, dass sie mit ihrem Mann fotografiert werden soll und sofort entspannt sich ein höchst amüsanter Dialog:

Eric Kandel: Die Fotos sind viel attraktiver, wenn Denise mit drauf ist. Glauben Sie mir! Sie müssen wissen, wenn Denise nicht gewesen wäre, hätte ich nichts, rein gar nichts in meinem Leben erreicht.

Denise Kandel: Mir geht das so auf die Nerven, das dauernd zu hören.

Eric Kandel (fängt wieder herzlich zu lachen an): Ich sage Dir das jetzt seit



„Die Fotos sind viel attraktiver, wenn Denise mit drauf ist. Glauben Sie mir! Sie müssen wissen, wenn Denise nicht gewesen wäre, hätte ich nichts, rein gar nichts in meinem Leben erreicht.“

54 Jahren, es wird Zeit, dass Du mir glaubst.

Denise Kandel: Gib jetzt Ruhe, ich muss mich jetzt frisieren.

Eric Kandel geht nach der Jeschiwa auf eine High School und wird dort als einer von zwei Schülern aus unter 1.400 Bewerbern für ein Stipendium an der Harvard Universität ausgesucht. Die Eltern einer befreundeten Studienkollegin waren Psychoanalytiker, und so entwickelte auch Kandel ein Interesse an der Psychoanalyse. Besonders jedoch interessierte er sich an den neuronalen Vorgängen im menschlichen Gehirn, den Lernvorgängen und am Konzept des Unbewussten. Die Frage, ob bzw. wie eine psychoanalytische Behandlung das Gehirn verändert, beschäftigt Kandel bis heute, und deswegen ruft er die Psychoanalytiker immer wieder auf, mehr wissenschaftliche Studien zu machen.

Was war Ihr Beitrag zu beweisen, dass Sigmund Freuds Modell des psychischen Apparats richtig war?

Kandel: Null, absolut null. Ich habe das weder bewiesen noch widerlegt. Ich habe viel darüber nachgedacht und auch darüber geschrieben. Wenn Sie möchten, dass Freud als Wissenschaftler in Erinnerung bleibt, wenn Sie wollen, dass die Psychoanalyse als Wissenschaft Anerkennung findet, dann gehen Sie sich die Hände waschen und machen sich schleunigst an die Arbeit. Sie müssen beweisen, dass Psychoanalyse tatsächlich etwas bewirkt. Unter welchen Umständen sie wirkt und unter welchen nicht. Es gibt zwei Ebenen, auf denen die Psychoanalyse schwach ist. Eine Ebene ist die Effizienz. Die andere ist, wie sie funktioniert – das ist die viel schwierigere Frage. Aber mit den neuen bildgebenden Methoden könnten wir beginnen damit umzugehen. Ich habe dazu eine ganze Menge von Artikeln geschrieben.

Den Nobelpreis hat Eric Kandel im Jahr 2000 für seine Gedächtnisforschungen erhalten, im Rahmen derer er feststellte, dass das Gedächtnis mit

den synaptischen Verbindungen zwischen den Neuronen im Gehirn zusammenhängen. Der Durchbruch gelang ihm, indem er seine Annahmen über das höchst komplexe menschliche Gehirn in Versuchen an einfachsten Tierarten, der Aplysia, einer Meeresschnecke, bewies.

Bis zur Verleihung des Nobelpreises wurde der als Erich Kandel in Wien geborene von Österreich nicht wahrgenommen. Das änderte sich jedoch plötzlich:

Kandel: Als ich den Nobelpreis erhielt, schrieb mir plötzlich der damalige Bundespräsident Klestil – davor hatte ich ja niemals etwas von Österreich gehört. Plötzlich also fragte er, wie könne Österreich mich ehren. Ich sagte: Ich bin nicht neugierig auf eine Anerkennung Österreichs, mit Jiches (jiddisch: Prestige) bin ich versorgt. Machen Sie ein Symposium an der Universität Wien über Österreichs Rolle im Nationalsozialismus – Österreich hatte ja Hitler mit offenen Armen willkommen geheißen – und dann komme ich. So gab es dann dieses Symposium und ich spüre, dass die Dinge besser werden in Österreich. Ich bin hoffnungsvoll.

Sie berichten immer wieder davon, wie schmerzvoll Ihre Erinnerungen an das Wien von 1938 sind.

Kandel: Ja, dieses Jahr hier in Wien, zwischen dem Anschluss und unserer Flucht, prägte mich am meisten. Wie mich meine Mitschüler plötzlich von einem Tag auf den anderen nicht mehr grüßten, die Angst, die Demütigungen, im Park verprügelt zu werden, zu erleben, wie die Gestapo unsere Wohnung durchwühlte, alles auf den Boden schmiss, wertvolle Dinge mitnahm und schließlich meinen Vater verhaftete. Gott sei Dank ließen sie ihn dann wieder raus, er war ja schließlich ein Veteran aus dem 1. Weltkrieg.



„Antisemitismus ist universell. Die Fähigkeit zu hassen ist in jedem Menschen vorhanden, natürlich auch bei Juden. Es ist die Gesellschaft, die das sicherstellen muss. Ewige Alarmbereitschaft ist der Preis für Freiheit.“

Sie kommen jetzt oft nach Wien zurück und engagieren sich auch dafür, dass Juden wieder nach Wien zuwandern sollen.

Kandel: Wien wird zunehmend wieder eine interessante Stadt. Ich würde gerne das intellektuelle Leben nach Wien zurückkehren sehen.

Sie kritisierten einmal Österreich sehr scharf.

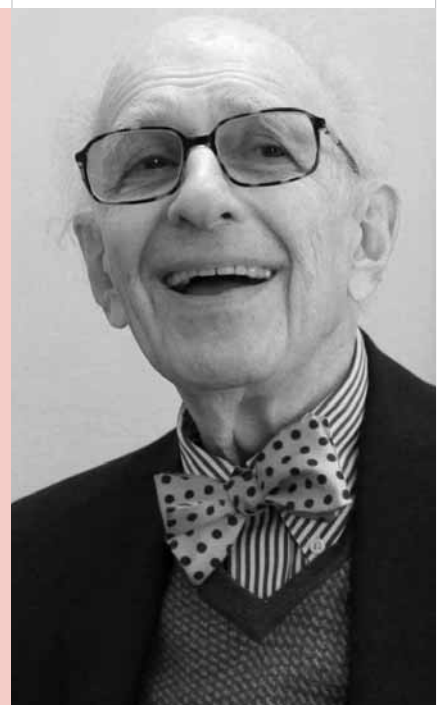
Kandel: Ja, aber ich denke, die Dinge haben sich gebessert.

Wie können wir sicher sein, dass so etwas wie Hitler nicht mehr passieren kann?

Kandel: Sie können nie sicher sein. Die einzige Möglichkeit ist, dass Sie jegliche solche Tendenzen sofort offen attackieren. Antisemitismus ist universell. Die Fähigkeit zu hassen ist in jedem Menschen vorhanden, natürlich auch bei Juden. Es ist die Gesellschaft, die das sicherstellen muss. Ewige Alarmbereitschaft ist der Preis für Freiheit.

ERIC (ERICH) KANDEL

wurde am 7. November 1929 als zweiter Sohn einer jüdischen Familie in Wien geboren. Der Vater betrieb ein Spielwarengeschäft im 9. Wiener Gemeindebezirk. Ein Jahr nach dem Anschluss konnten zuerst er und sein älterer Bruder in die USA flüchten; die Eltern folgten ein Jahr danach. In New York besuchte Kandel zuerst eine Jeschiwa (Talmudschule). Später erhielt er als einer von zwei Schülern unter 1.400 Bewerbern ein Stipendium für die renommierte Harvard Universität. Nach Geschichts- und Literaturstudien wandte sich Eric Kandel der Medizin, insbesondere dem Studium der biologischen Vorgänge im menschlichen Gehirn zu. Dafür erhielt er 2000 den Medizinernobelpreis. Eric Kandel ist seit 54 Jahren glücklich mit seiner Frau Denise verheiratet und Vater von zwei Kindern. Er unterrichtet nach wie vor an der Columbia Universität in New York.



„BEVOR ICH ES VERGESSE“



HERMAN VAN VEEN und EDITH LEERKES

Begleitet von seiner „bloßfüßigen“ Gitarristin Edith Leerkes erzählt Herman van Veen mit feinem Sprachwitz was er sieht und was er fühlt. In „Bevor ich es vergesse“ bringt er Lieder über Frauen, den Regen, Eltern, über Sucht und Falten, Töchter, Söhne, über Freundschaft, über soeben, bald und die Ewigkeit und was das kostet. Mit der „Weisheit des Hofnarren“ führt van Veen das Publikum in Versuchung aufzuspringen, mitzutanzten und inspiriert zu stürmischem Beifall.

Ab 24. Juni täglich bis 2. Juli
Beginn: 20 Uhr

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

stadtTheater walfischgasse
Walfischgasse 4
1010 Wien

**stadt Theater**
walfischgasse

foto: © Letja Verstijnen

„Ich habe mich entschlossen, mein Amt in ältere Hände zu legen“

Im vierten Teil seiner „Erinnerungen an ganz normale jüdische Genies“ erzählt der bekannte Schriftsteller und Zeitungskolumnist Geschichten über Ephraim Kishon, Peter Ustinov, Marcel Prawy, Ernst Haeusselman, Friedrich Torberg, Armin Berg und Karl Farkas.

VON GEORG MARKUS

„Lieber Herr Markus“, schrieb eine treue NU-Leserin, „mit Freude verfolge ich Ihre Berichte über Begegnungen mit jüdischen Genies. Ich hätte nur eine Frage: Gibt’s denn gar keine nichtjüdischen?“

„Oh doch“, antwortete ich, „allerdings waren die Herren Mozart, Goethe und Beethoven bislang nicht bereit, mich zu empfangen“. Und somit bleibt mir auch in Folge vier nichts anderes übrig als mich auf die jüdischen zu konzentrieren.

Eines war Ephraim Kishon, den ich meist in Wien traf, da er seine Bücher im selben Verlag veröffentlichte wie ich. Darüber hinaus nützte ich jede Gelegenheit, ihn zu interviewen. Das erste Mal 1971, da trafen wir uns im Café Landtmann, in dem sich sofort nach seinem Eintritt eine alte Frau auf ihn stürzte, ihm den Mantel vom Leib riss und mit diesem in die Garderobe lief. „Ein klassischer Stoff für eine Satire“, sagte Kishon, „so etwas gibt es nur in Wien“. Tatsächlich enthielt

sein nächstes Buch „Salomons Urteil – zweite Instanz“ die Satire „Die Mantelhexen von Wien“.

Wie jeder Journalist erhoffte ich mir vom erfolgreichsten Satiriker der Welt ausschließlich pointierte Antworten, er aber war – wie viele Humoristen – privat eher ernst und sprach lieber über die Probleme der Welt. So auch im August 2004, als ich ihn aus Anlass seines 80. Geburtstags traf. Kishon hatte einen Wohnsitz in Israel und einen in der Schweiz, und er sagte: „Ich fahre immer dann nach Israel, wenn dort ein Krieg droht.“

„Wäre es nicht logischer“, wandte ich ein, „in die Schweiz zu fahren, wenn in Israel ein Krieg droht?“

„Ja“, meinte er, „das wäre logischer und ich würde das auch so sehen, wenn ich nicht ein Überlebender des Holocaust wäre. Ich bin, wenn Krieg droht, in Israel, weil ich es nicht ertragen könnte, woanders zu sein. Soll ich in meinem Paradies in Appenzell leben und mir im Fernsehen anschauen, wie unsere Söhne kämpfen? Das geht nicht.“

Irgendwann im Laufe des Gesprächs drang dann doch der Satiriker in ihm durch. Als ich ihn nämlich nach seinem nächsten Buch fragte, antwortete er: „Wer sagt Ihnen, dass ich noch ein Buch schreibe? Ich habe alle Situati-

„Ich höre jedes Jahr zu schreiben auf. Wie ein Kettenraucher, der ständig zu rauchen aufhört“: der israelische Satiriker Ephraim Kishon und Georg Markus





„Und dazu wohnt man im Hochhaus?": Die jüdischen Star-Kabarettisten Armin Berg (links) und Karl Farkas (rechts) traten sowohl im New Yorker Emigrantenkabarett „Old Europe“ als auch im Wiener „Simpl“ gemeinsam auf.

Farkas erzählte auch von den düsteren Jahren der Flucht, als er mit dem berühmten Komiker Armin Berg im New Yorker Emigrantenkabarett „Old Europe“ auftrat. Der Text einer Doppelkonferenz aus dem Jahre 1941 lautete:

Farkas: „Armin, wie lange bist du jetzt schon in Amerika?“

Berg: „Seit drei Jahren.“

Farkas: „Na, und wie schlägt man sich so durch als armer Emigrant?“

Berg: „Wunderbar, völlig problemlos. Ich kenne sogar einen Mann, der ist hier in kürzester Zeit Millionär geworden. Er ist als bettelarmer Wiener mit demselben Schiff wie ich herüber gekommen.“

Farkas: „Großartig. Was hat er dann gemacht?“

Berg: „Im ersten Jahr war er Schuhputzer, im zweiten war er Tellerwäscher, im dritten war er Zeitungsverkäufer ...“

Farkas: „Na, und?“

Berg: „Und dann ist seine Tante in der Schweiz gestorben und hat ihm zwei Millionen Franken hinterlassen!“

Der Text zeigt, wie sehr die jüdischen Kabarettisten selbst in der Nazizeit ihren Witz beibehielten und ihre Landsleute zu unterhalten versuchten. Armin Berg, der viel früher schon in Wien mit dem Chanson „Schau ich weg von dem Fleck, ist der Überzieher weg“ populär wurde, war ein großes Original. Der Kabarettist Hugo Wiener zählte zu seinen Freunden und vertraute mir zwei Episoden von ihm an. Die erste stammt aus den Tagen, als sie in der „Femina“-Bar auf der Kärntner Straße auftraten. Eine Tänzerin des Kabarets wohnte im Parterre des eben eröffneten und als große Sensation geltenden ersten Wiener Hochhauses. Als Armin Berg und Hugo Wiener damals durch die Herrngasse schlenderten, blickte die junge Dame aus dem Fenster ihrer ebener-



dig gelegenen Wohnung. Armin Berg schaute sie an und rief: „Und dazu wohnt man im Hochhaus?“

Nach dem Krieg trat Berg mit Farkas und Hugo Wiener im „Simpl“ auf, und in der Zeit handelt die zweite Episode: Aus den USA zurückgekehrt, wurde Armin Berg zur Erledigung einiger Formalitäten aufs amerikanische Konsulat gebeten. Noch ehe er hinging, empfahl man ihm – da bekannt war, dass er in der Emigration kaum ein Wort Englisch gelernt hatte – einen Dolmetscher mitzunehmen. Empört erwiderte der Komiker: „Was brauch ich an Dolmetsch, ich hab acht Jahre in Amerika gelebt, ich kann perfekt Englisch.“

Erst als man ihm entgegenhielt, es könnten juristische Spitzfindigkeiten erörtert werden, erklärte er sich bereit, einen Übersetzer beizuziehen. Armin Berg betrat die US-Behörde in der Wiener Schmidtgasse, wo er vom amerikanischen Konsul mit den Worten begrüßt wurde: „How do you do, Mr. Berg?“

Worauf Berg sich dem Dolmetscher zuwandte und fragte: „Was sagt er?“

Wie in einer früheren Folge erwähnt, könnte ich über den Burgtheater- und Josefstadtdirektor Ernst Haeusserman und seine legendäre Schlagfertigkeit mehrere NU-Hefte füllen, wozu es, wie ich fürchte, nicht kommen wird. Aber das eine oder andere Beispiel sei hier festgehalten. Als die Schauspielerin Marianne Nentwich einmal nicht rechtzeitig zu einer Probe des Lustspiels „Das Konzert“ von Hermann

onen beschrieben, die man als Satiriker beschreiben kann.“ Kleine Pause. „Im Übrigen hat alles, was ich Ihnen jetzt erzähle, gar keinen Wert.“

„Warum?“

„Weil ich schon mindestens zehnmal aufgehört habe zu schreiben. Ich höre jedes Jahr zu schreiben auf. Wie ein Kettenraucher, der ständig zu rauchen aufhört.“

Kishon hatte nach dem Tod der „besten Ehefrau von allen“ die österreichische Schriftstellerin Lisa Witasek geheiratet. Er wünschte sich zum „Achtziger“ mit ihr „gesund, reich und glücklich zu sein. Mit anderen Worten: Es soll also alles so bleiben, wie es ist.“

Sein Wunsch hat sich nicht erfüllt. Es war Kishons letzter Geburtstag.

Von Begegnungen und längeren Autofahrten mit Karl Farkas, für den ich in der Spielsaison 1969/70 am „Simpl“ arbeitete, habe ich schon berichtet. Farkas erzählte mir aber auch viel von der großen Zeit des Wiener Kabarets zwischen den beiden Kriegen. Ja sogar aus den frühen 20er-Jahren, als er ein noch unbekannter Schauspieler war, aber bereits zu den Stammgästen des Café Central zählte. „Wir Jungen, die kein Geld hatten“, erklärte Farkas, „kamen gleich nach dem Mittagessen ins Central, haben unzählige Gläser Wasser konsumiert und alle Zeitungen gelesen. Bis vier Uhr Nachmittag saßen wir dort und dann sagten wir zum Ober: ‚Jean, reservieren Sie mir meinen Sessel, ich geh nur rasch nach Hause einen Kaffee trinken.‘“



„Das einzige, was in Amerika nicht zieht, ist unser Stück“: Ernst Haeusserman mit seiner Frau Susi Nicoletti, seinem Nachfolger Paul Hoffmann sowie Julia Migenes und Marianne Nentwich (von rechts nach links) am legendären Theater-Stammtisch

Bahr erschien, stürzte der Bühnenportier aufgeregt ins Künstlerzimmer, um den Kollegen mitzuteilen: „Die Frau Nentwich hat angerufen, sie lässt sich entschuldigen. Sie kommt ein bisschen später, weil sie zu Haus die Stiegen hinuntergefliegen ist.“

„Das versteh ich nicht“, erwiderte Haeusserman, „da müsste sie doch eigentlich ein bisschen früher kommen.“ Mit dem „Konzert“ unternahm das Theater in der Josefstadt 1975 eine Tournee durch die USA, wo Haeusserman, der „frische Luft hasste“, schrecklich unter den Klimaanlagen litt, die dort in allen Theatern installiert sind. Verzweifelt saß er mit Hut und aufgestelltem Mantelkragen im Zuschauerraum und brummte: „Das einzige, was in Amerika nicht zieht – ist unser Stück!“

Die zur nächsten Haeusserman-Geschichte führende Überleitung besorgt eine Pointe von Marcel Prawy: Das Ehepaar Ellen und Peter Landesmann zählt seit Jahrzehnten zu den großzügigsten Gastgebern Wiens. Bei Landesmanns geladen zu sein, kommt einem Adelsprädikat gleich. Wer in dieser Stadt Rang und Namen hat, darf sich der gediegenen Atmosphäre und der opulenten Buffets im Hause Landesmann erfreuen. Man weiß aber auch, dass man nur so lange zu den Auserwählten zählt, als man in Amt und Würden ist. Hat man einmal Rang und Einfluss verloren, gehört man nicht mehr zur erlesenen Schar der hier Geladenen. Keiner brachte dieses unumstößliche Gesetz so treffend auf den Punkt wie Prawy. Als nämlich Lorin Maazel 1984 die Wiener Staatsoper im Unfrieden verließ, wurde dessen Vorgänger Egon Seefehlner überraschend aus der Pension geholt und neuerlich zum Direktor bestellt. Prawys Reaktion, als er von

Seefehlners Rückkehr erfuhr: „Wieder eingeladen bei Landesmanns!“

Klar, dass der mächtige Ernst Haeusserman zu den Gästen bei Landesmanns zählte. Als er eines Abends deren eleganten Salon betrat und den im Überfluss vorhandenen Champagner und die riesigen, mit Lachs und Hummer gefüllten Schüsseln wahrnahm, erklärte Haeusserman trocken: „Der Landesmann nagt am Hummertuch!“

Legendär war Haeussermans Künstler-Stammtisch, an dem man sich spät-abends, nach der Theatervorstellung, traf. Ich selbst durfte, obwohl damals noch sehr jung, zwei oder drei Mal dabei sein, regelmäßiger Gast war jedoch mein Freund Heinz Marecek, dem ich die folgende Geschichte verdanke: Zu den Besuchern des Stammtischs, der im Restaurant „Zur Linde“ auf der Rotenturmstraße etabliert war, zählte neben Wiens Schauspielprominenz auch der berühmte Terror- und Aggressionsforscher Friedrich Hacker, der eine Hälfte des Jahres in Wien und die andere in Los Angeles lebte. Nicht minder gern gesehen war der Schriftsteller Friedrich Torberg.

Und so ergab es sich einmal am Stammtisch, dass das Gespräch auf Shakespeares „Hamlet“ kam. Während Hacker gerade in den USA weilte, vertrat Torberg in einem Streitgespräch mit Haeusserman die Ansicht, dass der berühmte Satz „Es ist was faul im Staate Dänemark“ eine falsche Deutung des Übersetzers Wilhelm Schlegel sei. Es hätte nämlich zu dieser Zeit so etwas wie einen „Staat Dänemark“ gar nicht gegeben. Das shakespeare-sche „There's something rotten in the state of Denmark“ müsste demnach anders übersetzt werden, denn „state“ hat im Englischen zwei Bedeutungen und heißt sowohl „Staat“ als auch „Zustand“ – richtig wäre also: „Es ist was faul am Zustand Dänemarks“.

Haeusserman erwiderte, dass man den berühmten Satz im Stück keinesfalls ändern könne. Aber Torberg bestand darauf: „State“ heißt „Zustand“!

In diesem Augenblick läutete das Telefon am Stammtisch. Haeusserman hob ab und sagte zu Torberg: „Das wird wahrscheinlich der Professor Hacker sein, der ruft um diese Zeit immer aus den Vereinigten Zuständen von Amerika an.“

Auch in der Stunde seiner größten Niederlage kam Haeussermans trockener Humor zum Vorschein. Als er 1968 im Alter von 52 Jahren die Direktion des Burgtheaters an den 66-jährigen Kammerschauspieler Paul Hoffmann abgeben musste, kommentierte dies Haeusserman mit den Worten: „Ich habe mich entschlossen, mein Amt in ältere Hände zu legen!“

Im Gegensatz zu den erwähnten Interviews mit Ephraim Kishon wurden solche mit Peter Ustinov immer zur Satire – egal, worüber man ihn befragte. Als er 1981 in Wien war, kamen wir auf seine vielen Begabungen zu sprechen, und ich wollte von ihm wissen, was er eigentlich von Beruf sei.

„Ich gehöre mit meinen Berufen 14 verschiedenen Gewerkschaften an“, antwortete er, „und ich weiß daher gar nicht, ob ich gerade streike oder ob ich arbeiten darf“.

Ich bat ihn um Aufzählung seiner Berufe, und er hob an: „Also, ich bin Dramatiker, Schauspieler, Regisseur, Romancier, Journalist, Showmaster, bildender Künstler, Weinbauer, Fotograf, Musiker ...“

„Gibt es etwas, das Sie nicht können?“

Ustinov: „In den täglichen Dingen des Lebens bin ich ungeschickt. Ich kaufe einen Wecker, stelle ihn aufs Nachtkästchen, und er kocht Eier. Weil

„Ich gehöre mit meinen Berufen 14 verschiedenen Gewerkschaften an, und ich weiß daher gar nicht, ob ich gerade streike oder ob ich arbeiten darf“: Allroundkünstler Peter Ustinov im Gespräch mit Georg Markus, 1981 in Wien



ich die Anleitung nicht lesen kann. Mir wird bei dieser Art von Literatur übel.“

„Wie stehen Sie zum Medium Fernsehen?“

Ustinov: „Ich bin ein begeisterter Zuschauer. Sobald ich die Nachrichten aufdrehe, kündigt der Sprecher an: ‚Der Papst ist auf Welttournee.‘ Dazu wird das Bild von einem Pferderennen eingeblendet, plötzlich läutet am Tisch des Moderators das Telefon, eine Stimme sagt: ‚Falsch verbunden.‘ Und dann kommt ein Interview mit Lech Walesa, der mit dem Insert ‚Kurt Waldheim, österreichischer Bundeskanzler‘ vorgestellt wird.“

„Wie schaffen Sie es, gleichzeitig so viele Berufe auszuüben? Sie können doch nicht ununterbrochen streiken?“

Ustinov: „Ja, es ist sehr anstrengend. Aber interessant. Allerdings erst, seit ich die Schule verlassen habe. Bis da-

hin fand ich gar nichts interessant.“

„Ist das eine Kritik am britischen Schulsystem?“

Ustinov: „Ganz im Gegenteil. Die britische Schulausbildung ist die beste der Welt. Falls man sie überlebt.“ Das Interview fand, seinerseits jedenfalls, in einwandfreiem Deutsch statt. Und dieser Umstand führt mich zur letzten Pointe für heute. Als man nämlich am Burgtheater auf die Zusammenarbeit mit fremdsprachigen Regisseuren wie Jean Louis Barrault und Giorgio Strehler setzte, stellte sich

heraus, dass sie sich mit den hiesigen Schauspielern kaum verständigen konnten. In dieser Situation wollte die Burgtheaterdirektion auch Ustinov als Regisseur gewinnen.

„Sorry“, lehnte er ab, „ich bin zwar Ausländer, aber ich kann ja Deutsch!“

PS: Um der Wahrheit die Ehre zu geben. Natürlich habe ich auch nichtjüdische Genies getroffen. Robert Stolz zum Beispiel oder Helmut Qualtinger. Aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
T'03



NEU: „Fit fürs Office“ + 2. Lehrabschluss Buchhaltung

Lehrgang zur Kindergartenassistentin

Mütter-Intensivtraining IT-Technik

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Technik
- Orthopädietechnik

1-jähriger Berufsorientierungslehrgang (BOLG)
(Hauptschulabschluss, 9. Schulstufe)

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis
(EDV, Büromanagement, Sprachen)

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150

Der Vorstand und die Mitarbeiter des JBBZ wünschen allen Freunden und Partnern Pessach Sameach!



Rettende Rabbiner

Seit kurzem gibt es in Wien einen orthodoxen, jüdischen Rettungsdienst, genannt Hatzolah. NU war bei der Graduierung der ersten neun Retter dabei.

VON MARTIN ENGELBERG (TEXT) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

Ein bemerkenswerter Abend in den Räumen der Wiener Jeschiwah im 2. Wiener Gemeindebezirk. Der Anlass der Feierstunde: Die Graduierung von neun streng-orthodoxen jungen Männern als Sanitäter.

Auf einer langen Tafel, hoch über dem Publikum, sitzen auf der einen Seite leitende Beamte der Wiener Rettung und auf der anderen Seite drei der angesehensten Rabbiner der streng-orthodoxen Gemeinschaft. Beide Seiten verstehen die jeweiligen Reden der anderen kaum, begegnen einander jedoch mit großem Respekt. Als Krönung dieser außer-

gewöhnlichen Begegnung gibt in der Mitte Mayer Kestenbaum, ein Original der orthodoxen Community, den Conférencier und Übersetzer. Auf köstlichste Art und Weise wechselt er wortgewandt zwischen breitem Wienerisch und traditionellstem Jiddisch.

Hier treffen zwei Welten aufeinander, von denen man meinen würde, dass sie verschiedener nicht sein könnten und doch haben sie etwas gemeinsam: Menschenleben retten zu helfen; hier der Wiener Rettungsdienst, dort der soeben neu gegründete Österreich-Ableger der interna-

tionalen jüdischen Rettungsorganisation Hatzolah, gegründet von Rabbi Hershel Weber in den 1960er-Jahren in Williamsburg, New York, einer jiddisch sprechenden, chassidisch-orthodoxen Community.

„Am Anfang war es unvorstellbar. So etwas hat es noch nie gegeben“, erzählt Gerald Weichselbaum, der Kurskoordinator, von seinen ersten Eindrücken. David Mandel hatte sich die Idee der Gründung einer Wiener Hatzolah Gruppe in den Kopf gesetzt und schließlich – ohne jede Unterstützung von Seiten der Kultusgemeinde – die Zusam-

Die orthodoxen Sanitäter dürfen die Piepser und die Rucksäcke auch am Sabbat mit sich führen, auch mit den noch anzuschaffenden Notfall-Mopeds fahren, obwohl dies ja – an und für sich – am Sabbat nicht erlaubt ist. Die Rettung von Menschenleben hebt jedoch alle diese Gesetze auf.

menarbeit mit der Wiener Rettung erkämpft. Dabei wurde er anfangs von den eigenen Leuten verspottet. Einer sagte: „Wenn Du Dich zu mir nimmst, stehe ich sowieso gleich von alleine auf.“

Alexander Auer, stellvertretender Ausbildungsleiter, und Harald Bendel, der Lehrsanitäter, erinnern sich, dass die Initiative von Anfang an sehr positiv bei der Wiener Rettung aufgenommen wurde, aber zugleich meldeten sich doch einige Skeptiker zu Wort, die sich nicht vorstellen konnten, was sie mit den chassidischen Burschen anfangen sollten. „Die Lernkurve war dann jedoch genial. Die Burschen waren zuverlässig, diszipliniert, extrem engagiert und haben in dem einen Jahr keinen Termin ausfallen lassen“, berichtet Auer.

„Mein Sohn David war immer schon ein versteckter Arzt“, erzählt der stolze Vater Mordechai Mandel, ein langjähriger Funktionär und Repräsentant der streng-orthodoxen Gemeinde. David durchlief zwar den Traditionen entsprechend die Ausbildung an Tora- und Talmudschulen, aber interessierte sich immer schon für die Medizin. „Wann immer ich bei Familie Mandel eingeladen war, fragte mich David stundenlang über medizinische Themen aus. Ich hatte immer den Eindruck, er würde am liebsten Arzt werden“, erzählt Dr. Michael Hermon, ein Kinderarzt, der mit vielen orthodoxen Familien eng verbunden ist.

Ab sofort stehen also die neu ausgebildeten Orthodoxen als Sanitäter zur Verfügung. Mit professioneller Erste-Hilfe-Ausrüstung und jeder mit einem Piepser, sodass sie jederzeit innerhalb kürzester Zeit – vielleicht sogar schneller als der Rettungsdienst – Erste Hilfe leisten können. Sie dürfen die Piepser und die Rucksäcke auch am Schabbat mit sich führen, auch mit den noch anzuschaffenden

Notfall-Mopeds fahren, obwohl dies ja – an und für sich – am Sabbat nicht erlaubt ist. Die Rettung von Menschenleben hebt jedoch alle diese Gesetze auf.

Ein denkwürdiger Abend in den Räumen der Wiener Jeschiwah als krönender Abschluss einer außerge-

wöhnlichen Initiative von jungen orthodoxen Männern. Jetzt werden noch Sponsoren für Rettungs-Mopeds, Defibrillatoren, Rettungsrucksäcke usw. gesucht. Angesichts der bisher an den Tag gelegten Entschlossenheit der Gruppe sollte das jedoch kein Problem mehr sein.



„Die Lernkurve war dann jedoch genial. Die Burschen waren zuverlässig, diszipliniert, extrem engagiert und haben in dem einen Jahr keinen Termin ausfallen lassen“, berichtet Auer.



„Gläubig, aber mit dem Bodenpersonal nicht zufrieden“

Im letzten Teil der Reihe „Erzählen Sie mir“ spricht Gertrude Laufer über ihre Arbeit für die Amerikaner, staubsaugende Männer und den Sinn des Militärdienstes.

VON RUTH EISENREICH UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

NU: Frau Laufer, Sie waren von 1939 bis 1947 im Exil in Shanghai. Wie war die erste Zeit zurück in Wien?

Laufer: Wir haben vier Monate lang in einem Hotel im zweiten Bezirk gewohnt, bis meine Eltern ihre Wohnung zurückbekommen haben. Ein Jahr später haben sie auch ihr Geschäft, ein Parfümeriegeschäft, zurückbekommen.

Was haben Sie in dieser Zeit gemacht?

Ich habe in Shanghai Friseurin gelernt und habe dann gleich ums Eck von unserem Hotel einen Posten als Maniküre gefunden. Dann habe ich eine Schulkollegin aus Shanghai getroffen, die mir gesagt hat: Du kannst doch Englisch, stell dich bei den Amerikanern vor, die suchen. Heute sprechen ja viele Leute Englisch, nicht? Aber damals, im Jahr '47, war das nicht so. Und da hab ich mich vorgestellt bei der Armee. Ich hatte von Büroarbeit überhaupt keine Ahnung. Da war ein junger Lieutenant, der hat gesagt: Ihr Englisch ist perfekt, aber versprechen Sie mir, dass Sie einen Schreibmaschinenkurs und einen Stenografiekurs machen, dann nehme ich Sie. Und das hab ich gemacht.



Und dann haben Sie dort als Sekretärin gearbeitet?

Als Schreibkraft, ja. Der erste Posten war bei der Bahn. Die ganzen Bahnhöfe waren ja im Arbeitsbereich der Amerikaner, und da hab ich als Bürokräft begonnen. Nach vier, fünf Monaten bin ich dann in den Hernals Motor Pool (den Fuhrpark der Amerikaner, Anm.). Dort habe ich zweieinhalb Jahre lang gearbeitet und Arbeitsaufträge übersetzt. Das wurde dann aufgelöst und ich habe einen Posten im Hauptquartier bekommen. Dort habe ich bis '58 gearbeitet. Inzwischen habe ich mit einem Jugendfreund von mir in Palästina – das war damals noch Palästina – korrespondiert und bin dann ausgewandert.

Wegen dieses Jugendfreunds?

Ja, wegen der Heirat. Ich habe sehr gute Zeugnisse gehabt und Empfehlungen von der amerikanischen Botschaft in Wien und habe in Tel Aviv sofort einen Posten bekommen. Wir sind dann '65 zurück – mein Mann war auch Wiener – und ich habe in Wien meinen alten Posten in der Botschaft wiederbekommen und dort bis zur Pension gearbeitet. Im Ganzen 33 Jahre.

Was hat Ihr Mann gemacht?

In Tel Aviv hat er einen sehr guten Posten gehabt, da war er Chauffeur vom britischen Botschafter. In Wien hat er als Vertreter in der Textilbranche gearbeitet. Dann hab ich ihm in der Botschaft einen Posten verschafft, Englisch hat er ja sehr gut können. Er hat beim U.S. Information Service gearbeitet. Die Amerikaner haben ja in den Oststaaten Propaganda gemacht, in Ungarn, in Tschechien, in Rumänien. Da hat er den Versand gemacht.

Wie war das Leben in Israel?

Naja, ich bin keine große Politikerin. Es war alles in Ordnung. Die Kriege, die waren ja erst nach '65,



Die Frauen in Israel
waren viel selbständiger
und selbstbewusster als
hier. Vielleicht, weil sie auch
Soldatinnen waren.



als wir schon wieder zurück in Wien waren. Ich erinnere mich nur, dass man damals gesammelt hat und wir 5000 Schilling gespendet haben. Das war viel Geld.

Erinnern Sie sich an die Gründung des Staates im Jahr 1948?

Nein, eigentlich nicht. Schauen Sie, ich war damals jung. Wahrscheinlich war ich verliebt, da habe ich andere Sorgen gehabt als Politik.

Warum haben Sie Israel verlassen?

Ich habe dort eine Allergie bekommen, einen Heuschnupfen, das war furchtbar arg. Dann war ich zu Besuch bei meiner Mutter in Wien, da war die Nase gut. Das hat uns bewogen, wieder zurückzukommen.

Wie ist die österreichische Gesellschaft mit Ihnen als Jüdin umgegangen?

Ich habe hier schon Antisemitismus erlebt. Auch bei den Amerikanern, da waren ja viele österreichische Angestellte. Als der israelisch-arabische Krieg war, habe ich zum Beispiel eine Kollegin gehabt, die ist ins Büro gekommen und hat vor allen gesagt: Mein Mann hat mir erklärt, wie die Araber die Juden ins Meer treiben werden.

Wusste sie, dass Sie jüdisch sind? Sind Sie damit offen umgegangen?

Das wussten alle, natürlich! Deshalb hat sie's ja gesagt.

Haben Sie das Gefühl, dass sich die Einstellung der Österreicher zum Judentum in den letzten 60 Jahren geändert hat?

Ich kann das eigentlich gar nicht sagen. Seit ich im Heim bin, habe ich ja hauptsächlich mit Juden zu tun. Mein Mann und ich haben nicht nur jüdische Gesellschaft gehabt, aber sehr viel. Meine besten Freunde sind Iraner, Schiiten. Die haben über

mir gewohnt und wir sind seit über 20 Jahren befreundet.

Da gab es nie Spannungen?

Nein, nie. Ich muss ihnen ehrlich sagen: Wir haben nie darüber geredet, ob wir Juden sind oder nicht.

Würden Sie sich als gläubige Jüdin bezeichnen?

Ich bin gläubig, aber mit dem Bodenpersonal nicht ganz zufrieden. Ich halte Vieles nicht, was man vielleicht halten sollte. Vieles ist mir zu streng, und ich bin nicht der Meinung, dass das von Gott kommt. Ich bin nicht koscher. Aber ich glaube an Gott.

Wie war das Leben als Frau in Österreich in den späten Vierziger-, Fünfzigerjahren?

Schauen Sie, ich möchte Ihnen was sagen. Ich bin eine Feministin, aber ich glaube nicht, dass eine Frau einen Posten so ausfüllen kann wie ein Mann. Weil sie Kinder bekommt. Sie ist dann in Karenz, sie kommt aus ihrem Beruf raus.

Der Mann könnte ja auch in Karenz gehen.

Davon halte ich nicht viel.

Sie haben selber Ihr Leben lang gearbeitet.

Ja, ich habe aber keine Kinder. Ich war immer eine Karrierefrau. Außerdem habe ich erst mit 31 geheiratet. Heute ist das nichts, aber damals war das für eine Frau spät. Ich war schon in meinem Beruf.

Was hat Ihr Mann dazu gesagt, dass Sie gearbeitet haben?

Ich hab ja sehr gut verdient, das hat ihm gefallen.

Ihrer Meinung nach kann eine Frau also entweder Kinder bekommen oder Karriere machen, aber nicht beides?



GERTRUDE LAUFER

wurde 1926 in Wien geboren. 1939 floh die Familie nach Shanghai, kehrte 1947 nach Wien zurück. Laufer arbeitete 33 Jahre lang für die Amerikaner, sieben Jahre davon in Tel Aviv, wo sie einen Jugendfreund heiratete. Seit 2004 wohnt sie im Maimonides-Heim.

Sie kann, aber es ist sehr schwer. Man kann halt im Leben nicht alles haben. Sind die Männer heute so häuslich, dass sie zuhause helfen?

Die meisten schon, glaube ich. Wie war das denn damals?

Mein Mann hat mir immer geholfen. Aber das hat Gründe gehabt. Mein Mann war ein Langschläfer, und ich habe immer am Samstag eine Bedienerin gehabt, und da musste er zeitig raus. Das hat ihm nicht so gepasst und da hat er gesagt: Wir brauchen keine Bedienerin, ich helfe dir. Und das hat er auch wirklich gemacht.

Wie hat er im Haushalt geholfen?

Also gekocht habe ich. Und er hat dann am Wochenende Bad und Klo gewaschen und auch gesaugt. Immerhin.

War das ungewöhnlich?

Ich würde sagen, ja.

Hatte die Frauenbewegung eine Bedeutung für Sie?

Das hat mich nicht mehr interessiert, da war ich schon zu alt für diese Sachen. Solche Ausdrücke wie Einzelhandelskauffrau versteh ich nicht. Für mich ist eine Verkäuferin eine Verkäuferin, aber keine Einzelhandelskauffrau. So was ist ja komisch. Früher hat man Kaufmännin

gesagt, das finde ich schöner als „Kauffrau“.

Hat es in Israel eine Frauenbewegung gegeben?

Davon weiß ich nichts. Aber die Frauen in Israel waren viel selbständiger und selbstbewusster als hier. Vielleicht, weil sie auch Soldatinnen waren. Dass sie eine Militärausbildung machen mussten, habe ich gut gefunden.

Wären Sie auch dafür, dass in Österreich Frauen zum Militär gehen müssen?

Das würde ich auch gut finden, ja. Ich finde, das erleichtert den Einstieg ins Berufsleben. Sie haben einen Chef, müssen machen, was der Chef sagt. So wie die Zivildienstler hier im Heim: Das sind junge Burschen, die schon irgendwie in einen Beruf hineinriechen. Sie müssen pünktlich sein, sie müssen hier die Leute bedienen und so. Sie kommen dann eher in ein Berufsleben hinein.

In der Serie „Erzählen Sie mir“ baten wir betagte Jüdinnen, über ihre Erfahrungen nach 1945 zu sprechen. Die Gespräche führte unsere Mitarbeiterin Ruth Eisenreich, die beinahe drei Generationen jünger ist. Aus dieser Konstellation ergaben sich neue Perspektiven – für beide Seiten. Nachzulesen unter www.nunu.at



„Ich bin immer im Aufnahmemodus“

Höchste Zeit für ein Porträt des Porträtkünstlers Peter Rigaud. Seine Fotografien unter dem Titel „Jude sein – Being Jewish“ sind noch bis 19. Juni im Jüdischen Museum Wien zu sehen.

VON FRITZ NEUMANN (TEXT) UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

Auf einer Vernissage, wo sonst, sind einander Franz Hubmann und Peter Rigaud über den Weg gelaufen, zehn Jahre ist das her. Hubmann, der Doyen der österreichischen Fotografie, war schon ein sehr betagter Mann, und Rigaud, Jahrgang 68, war ein Jungspund. Doch nicht der Jungspund, der den Alten natürlich kannte und bewunderte, ergriff das Wort, sondern der Alte, dem der Jungspund

völlig fremd war. „Sie müssen Fotograf sein“, konstatierte Hubmann. „Wie sind Sie darauf gekommen“, wollte Rigaud wissen. „Der Blick“, sagte Hubmann, „der Blick.“

Gute oder, wenn man so will, echte Fotografen erkennt man nicht an ihrer Kamera, sondern an ihren Augen. Rigaud ist ein solcher Fotograf. „Ich bin immer im Aufnahmemodus.“ Ab-

schalten, das spielt es nicht oder nur sehr selten. Schließlich ist Rigaud ein geselliger Typ, und Gesellschaften regen ihn an, weil ihn der Mensch an sich anregt. „Die Porträtfotografie stand immer im Fokus meiner Arbeit“, sagt er. Immer, das heißt: seit der Initialzündung, einem Aufenthalt an der „School of Photographic Arts & Sciences“ am Institute of Technology in Rochester, New York.

„Digitalfotografie ist Schnellfeuern mit sofortigem Feedback.
Großbildfotografie ist Handwerk und Abenteuer.“

Schon während seiner Schulzeit, übrigens Handelsakademie, hatte sich Rigaud, übrigens gebürtiger Salzburger, fürs Fotografieren interessiert. Doch in Rochester lernte er erstens Martin Parr kennen, den berühmten Magnum-Fotografen, und zweitens lernte er, dass Fotografieren mehr ist als nur die Betätigung eines Auslösers. „Fotografieren heißt immer auch einen Diskurs führen“, sagt Rigaud. Von Rochester ging's an die Fotoschule Lette-Verein in Berlin, wo Rigaud just die Jahre 1988 bis 1991 verbrachte. Spannende Stadt, spannende Zeit. Manchmal denkt sich der Fotograf, er habe damals von der Wende zu wenig aufgenommen. Mag sein, das liegt daran, dass die Digitalität damals noch in recht weiter Ferne lag.

Mittlerweile ist auch Rigaud längst umgestiegen, so gerne er ab und zu noch immer, nun ja, herkömmlich fotografiert. Was die, auch von und in „Nu“ angeregte Serie „Jude sein – Being Jewish“ im Jüdischen Museum Wien betrifft, so hat Rigaud immerhin ein gutes Drittel der Porträts mit einer 8-mal-10-Inch-Planfilmkamera fabriziert. Nicht aus technischen Gründen, sondern einer bestimmten Arbeitseinstellung wegen. „Die Qualität wäre digital stets mindestens genauso gut. Aber das Arbeiten mit einer Planfilmkamera ist anders. Entschleunigt, konzentrierter. Digitalfotografie ist Schnellfeuern mit sofortigem Feedback. Großbildfotografie ist Handwerk und Abenteuer.“

Peter Rigaud, dessen familiäre Wurzeln sich über Deutschland nach Frankreich ziehen, ist Weltbürger und hat etliche Jahre, wie er sagt, „auf Wanderschaft“ verbracht. In New York und Cleveland, nur zum Beispiel, hat er länger Station gemacht. Für „Profil“, „Stern“, „Spiegel“, „Geo“ und „Merian“, nur zum Beispiel, ist er unterwegs gewesen. In



Auf einer Vernissage liefen sich Peter Rigaud ...



... und Franz Hubmann über den Weg.



„Sie müssen Fotograf sein,“ sagte Hubmann. „Wie sind Sie ...



... darauf gekommen?“, fragte Rigaud. „Der Blick, der Blick!“

der Reportage und in der Reisefotografie, nur zum Beispiel, hat er sich einen Namen gemacht. Da wie dort freilich ist es schwierig geworden, prinzipiell und also finanziell, gibt er unumwunden zu. Das liegt auch an den Internet-Archiven, in denen sich milliardenweise Fotos stapeln, nicht nur gute Fotos, sondern schlicht und ergreifend alle Fotos.

Das widerspricht Rigauds Selbstverständnis. „Nicht die Verbreitung ist entscheidend, sondern das Editing, das Treffen einer Auswahl.“ Bei Porträts ist dieses Editing noch immer unumgänglich. Von jenen 42 Menschen, die er für das Projekt im JMW fotografierte, hat er geschätzte 4000 Bilder gemacht. „Die hätte ich alle ins Internet stellen können.“ Doch im Museum sind exakt 42 Fotos zu sehen. Vielleicht führt Rigaud deshalb keinen Blog, vielleicht ist er deshalb nicht auf Facebook. „Ich mache natürlich auch Werbung und PR“, sagt er. „Aber ich bin vor allem Fotojournalist.“ Und er ist ein Porträtkünstler, dem sich selbst Weltstars anvertrauen. Auf seiner, pardon pour l'expression, Abschussliste stehen: John Malkovich, Quentin Tarantino, Dennis Hopper, Roman Polanski, Elfriede Jelinek, Anna Netrebko und, und, und.

Wirklich sesshaft werden, das kann einer wie er wohl nicht. Seit fünf Jahren also pendelt Rigaud zwischen Wien und Berlin. Gut möglich, dass das Pendel künftig mehr Richtung Berlin ausschlägt, wo seine aus Peru stammende Frau Kozva lebt. In wenigen Monaten werden die Rigauds zu dritt sein. Das wird spannend, für Papa Peter sowieso, aber auch für Rigaud, den Fotografen. Bei beiden, beim Papa und beim Fotografen, dürfte sehr bald eine ganz spezielle Schnelligkeit gefragt sein. Doch davon ist schon auszugehen, dass Peter Rigaud alles im Blick behalten wird.

„Hier kann man Pionierarbeit leisten“

Seit dem Wintersemester 2010 gibt es an der Universität Salzburg ein Masterstudium für Jüdische Kulturgeschichte. Der stellvertretende Studiengangsleiter Armin Eidherr erklärt, was man dort lernen kann.

VON ANNA SCHIESTER

NU: Das Studium gibt es nun seit einem Semester. Was waren die Beweggründe, ein Studium für Jüdische Kulturgeschichte zu initiieren?

Eidherr: Ich kann das anhand meines eigenen Falls als Vertreter der Jiddistik beantworten. Da es in diesem Bereich in Österreich sehr viel zu tun gibt, würde man sich einen begeisterten Nachwuchs wünschen. Ich denke, das Studium behandelt etwas, das sich jeder an Jüdischen Studien interessierte Student wünschen würde. Aber meistens kriegt er das nur in eingeschränktem Maße geboten. Wir aber bieten ein ganz breites Spektrum an. Das kommt daher, dass unsere Lehrenden allen möglichen Fachbereichen zugeordnet sind. Wir haben beispielsweise Historiker, Germanisten, Theologen. Aber alle Lehrenden haben ihren Schwerpunkt im Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte, das es in Salzburg seit fünf Jahren gibt, allerdings rein der Forschung und nicht der Lehre gedient hat.

Was kann sich ein Student konkret erwarten, wenn er Jüdische Kulturgeschichte studieren will?

Es gibt eine Eingangsphase, welche die Grundlagen der jüdischen Kulturgeschichte umreißt. Dabei bekommt man eine breite Einführung in die Elemente der Traditionsliteratur, Kunst, Geschichte und modernen Literatur. Eine fünfte Säule bilden die Sprachen – Hebräisch, Jiddisch und Sephardisch. Im zweiten Abschnitt kann man sich dann spezialisieren.

Jiddisch ist keine sehr lebendige Sprache, aber im Studium trotzdem drei Semester lang vorgesehen. Sagt sich da nicht der eine oder andere: Warum muss ich das lernen?

Das Jiddische hat noch viel mehr Sprecher als beispielsweise das Isländische. Und vom Isländischen sagt man ja auch nicht, dass es eine ausgestorbene Sprache sei. Es gibt zwar keine jiddischen Tageszeitungen mehr, aber es erscheinen immer noch Bücher, Radiosendungen und Internetseiten auf Jiddisch. Daher hat sich noch nie-

„Das Jiddische hat noch viel mehr Sprecher als beispielsweise das Isländische. Und vom Isländischen sagt man ja auch nicht, dass es eine ausgestorbene Sprache sei.“

mand beklagt, weil sich dadurch ja auch ein breites Forschungsfeld auf tut, auf dem man noch Pionierarbeit leisten kann.

Was macht den Unterschied zur Judaistik aus?

Die Judaistik ist etwas, das sich primär mit dem Judentum im traditionellen Verständnis auseinandersetzt, wie etwa dem Talmud oder der Kabbala. Hebräisch steht dort sehr im Vordergrund. Wir finden es gut, dass es in Österreich Institute gibt, wo man sich

wirklich auf die Traditionen beschränken kann oder regionale Forschung betreibt. Unser Verständnis liegt allerdings in der gegenseitigen Befruchtung der Fachgebiete.

Salzburg gilt ja nicht gerade als Zentrum des österreichischen Judentums. Warum ist das Studium dennoch gerade hier entstanden?

Das hat den Grund, dass es hier viele Lehrende gab, die zu jüdischen Themen in unterschiedlichsten Disziplinen forschten. Aber Sie haben Recht. Salz-



FOTO ©: ANNA SCHIESTER

burg ist nicht der Ort des klassischen Judentums, aber das Studium gibt es in dieser Art halt in Wien nicht.

Warum finden Sie es wichtig, sich heute noch mit jüdischer Kulturgeschichte auseinanderzusetzen?

Einerseits behandeln wir Themen, die die Welt heute noch beschäftigen, etwa die Migration. Andererseits stellt das Judentum eine wesentliche Basis unserer Kultur dar. Die Frage sollte also vielmehr lauten: Wieso macht man das nicht?

Den Opfern ihre Namen zurückgeben

Der US-Historiker Timothy Snyders ist Autor des Meisterwerks „Bloodlands“ über die Opfer von Hitler und Stalin. NU sprach mit ihm über die neuen Dimensionen des Holocausts, die sich aus seinen Forschungen ergeben.

VON AXEL REISERER, LONDON

Am 31. Juli 1942 schrieb die zwölfjährige Junita Wischnatskaja aus dem jüdischen Getto in Minsk den letzten Brief ihres jungen Lebens an ihren Vater: „Ich sage auf Wiedersehen zu dir, bevor ich sterbe. Ich habe solche Angst vor diesem Tod, denn sie werfen kleine Kinder lebendig in das Massengrab. Auf Wie-

dersehen für immer. Ich küsse dich, ich küsse dich.“

In seinem neuen Buch „Bloodlands. Europe between Hitler und Stalin“ schildert der US-Historiker Timothy Snyder die Geschichte der Menschen zwischen dem Baltikum und dem Schwarzen Meer, die Opfer

der Sowjet- und der Nazi-Diktatur wurden. Auf unfassbare 14 Millionen Menschen, die nicht durch direkte Kriegshandlungen, sondern durch gezielten Massenmord getötet wurden, beziffert Snyder ihre Zahl nach Auswertung von Archiven in Polen, der Ukraine, Weißrussland und Russland sowie unter



FOTO ©: WIKIPEDIA

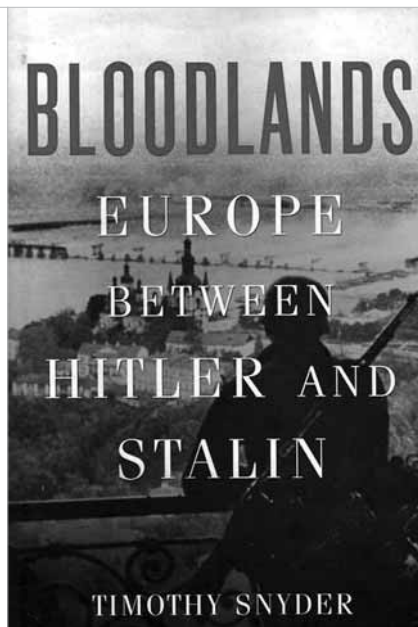
„Wir müssen unser Bild von Auschwitz um jenes von Treblinka ergänzen und dazu noch mit den Vernichtungsorten weiter östlich. Wir glauben, dass wir den ganzen Horror des Holocaust erfasst haben, aber ich fürchte, dass das nicht wahr ist“.

Verwendung einer Vielzahl anderer Quellen. Manchmal war das Opfer von heute der Täter von morgen – und umgekehrt, und immer so weiter in einem blutigen Kreislauf, den die Tyrannen in Gang gesetzt hatten.

Snyder arbeitet eine Geschichte auf, die zwar in (nationalen) Fragmenten nicht unbekannt ist, in dieser Gesamtheit und Qualität aber noch nicht dargestellt worden ist. Ihm gelingt eine dramatische Korrektur unseres Geschichtsbildes: „Um den ganzen Schrecken des Holocaust zu verstehen, sofern das möglich ist, müssen wir unser Bild von Auschwitz ergänzen mit jenem von Treblinka und den Vernichtungsorten weiter östlich“, sagt er. Stalin tötete bewusst (mindestens) 3,3 Millionen Ukrainer während der Kollektivierung der Landwirtschaft im „Holodomor“, Hitlers Wehrmacht ließ 4,2 Millionen Sowjetbürger gezielt verhungern.

Was das Buch darüber hinaus auszeichnet, ist, dass Snyder Raum findet für die Menschen wie Junita Wischnatskaja. Den Opfern, die zu Nummern wurden, namenlos und zu Millionenmassen degradiert, gibt er ihre Namen, ihre Geschichte und ihre Würde zurück. „Jeder der Lebenden hatte einen Namen“, schreibt er, „jeder der Getöteten wurde eine Nummer.“ Ihm gelingt als Historiker, was Wassili Grossman als Literat vollbracht hat, vor allem in seinem Roman „Leben und Schicksal“.

Snyder zeigt, dass Gedenken von Denken kommt, darauf fußt und darüber hinausweist. „Die Opferzahl muss durch eins geteilt werden“, sagt er, „denn wir müssen uns jeden von ihnen als einzelnen Menschen vorstellen. Nur so können wir ihnen gerecht werden.“



„Ein Versuch, die Geschichte zu kontrollieren, ist immer auch ein Versuch, die Zukunft zu kontrollieren“

NU: Professor Snyder, die Geschichte der Menschen zwischen Hitler und Stalin zu schreiben, ist ein ehrgeiziges Unterfangen. Was war Ihre Ausgangsüberlegung?

Snyder: Die formale Prämisse des Buches ist geographisch: Ganz am Anfang halte ich fest, dass fast alle deutschen und ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz von sowjetischen Morden in einem bestimmten Territorium stattfinden. Das ist das Gebiet, das ich „Bloodlands“ nenne und sich vom heutigen St. Petersburg über das Baltikum nach Weißrussland, Polen und die Ukraine erstreckt. Ich beschreibe die Vernichtungspolitik der Sowjets in diesem Gebiet während der Kollektivierung und unter Stalins Großem Terror und danach die Vernichtungspolitik der Deutschen und der Sowjets. Es ist das Gebiet, das sich Hitler und Stalin im August 1939 aufteilen und danach in Polen ein-

fallen. Die beiden Armeen begrüßen sich an der Demarkationslinie mit Blumen, im Hinterland beginnt sofort die Vernichtungspolitik. Dieser Betrachtungswinkel erlaubt mir drei Dinge: (1) Ich verliere nicht den Blick auf die Geschehnisse in dem Gebiet. (2) Ich kann die Geschehnisse gleichzeitig aus deutscher und sowjetischer Perspektive schildern, und (3) ich kann das Tun der Nazis und Sowjets an Ort und Stelle untersuchen, ohne alles aus dem Blickwinkel von Berlin oder Moskau zu verstehen zu versuchen.

Warum wurden die „Bloodlands“ zu solchen Vernichtungsschauplätzen? Das sind doch Gebiete und Länder, in denen über Jahrhunderte Völker neben- und miteinander lebten.

Für jede einzelne Politik der Nazis und der Sowjets gibt es eine Erklärung, und die versuche ich zu finden. Ich zögere, eine allumfassende Theorie aufzustellen, aber als äußere Bedingungen lassen sich festhalten: Die Sowjetunion und Nazi-Deutschland operierten in einer weltpolitischen Wirtschaftssituation, in der eine Expansion zur See unmöglich war. Es blieb nur die Kolonialisierung des Festlands. Die Länder zwischen Berlin und Moskau waren besonders wichtig, denn es war noch eine Epoche, in der die Landwirtschaft ein entscheidender Wirtschaftssektor war: Landwirtschaft war jener Wirtschaftszweig, den die Sowjets radikal umkrempeln wollten, und sie war auch der Schlüssel zu Hitlers Expansionsplänen.

In den deutschen Plänen von „Lebensraum“...

Genau. Und Lebensraum bedeutet vor allem die Ukraine. Die Ukraine ist aber auch zentral für die Pläne der Sowjetunion. Was ebenfalls von entscheidender Bedeutung ist: Es waren Territorien, die vom Erbe des polnisch-litauischen Reichs

„Es ist wichtig, vom Standpunkt der Opfer zu schreiben. Die meiste Geschichte wurde bisher vom Gesichtspunkt Moskaus oder Berlins geschrieben“.

geprägt waren, das heißt, es waren nicht national homogene Gebiete. In dieser Region lebten die meisten Juden Europas, hier gab es national völlig durchmischte Gegenden. Sowohl die Sowjets als auch die Deutschen – und die Deutschen viel stärker – versuchten, dieses Gebiet von ihrem Rassen- oder Klassengesichtspunkt zu homogenisieren. Ich glaube, dass wir diese Tragödie erst in der Interaktion voll erfassen können.

Ist Ihr Buch damit auch ein Tribut an die 14 Millionen Menschen, die in diesem Gebiet ermordet wurden?

Es ist wichtig, vom Standpunkt der Opfer zu schreiben. Die meiste Geschichte wurde bisher vom Gesichtspunkt Moskaus oder Berlins geschrieben. Wir haben auch noch nicht wirklich verstanden, wer die Opfer waren, in welcher Anzahl, wo und wie sie lebten, bevor sie ermordet wurden. Doch Geschichte sollte über das Leben sein, und das macht mein Thema besonders schwierig. Die Opferzahl muss durch eins geteilt werden, denn wir müssen uns jeden von ihnen als einzelnen Menschen vorstellen.

Sie schildern die Verbrechen der Sowjets und der Nazis, oft in kurzem Zeitabstand an denselben Orten. In den Ortssitz des NKWD zieht die Gestapo ein, selbst die Gefängnisse sind oft dieselben, und wer gestern gefoltert wurde, kann morgen schon Folterer sein. Sind die beiden Regimes zwei Seiten derselben Münze?

Nein. Sie verfolgen zwei unterschiedliche Ansprüche. Wir sehen viele Ähnlichkeiten aus verschiedenen Gründen. In mancher Weise sind die Regimes ähnlich: Es sind beides Tyranneien und in beiden Fällen erzwingt der Führer eine utopische Vision, die viele, viele Milli-

onen Opfer kostet, und gerade diese Opfer verwendet er dann als Rechtfertigung für die Notwendigkeit seiner Politik. Sie sind auch darin ähnlich, dass sie eine Vision rapider Entwicklung und Veränderung verfolgen, entweder im Namen der Rasse (Deutschland) oder der Klasse (Sowjetunion). Aber: Man kann viele Millionen Menschen töten und sogar in genau derselben Art und Weise, etwa durch Verhungern, ohne deshalb genau dasselbe Regime zu sein. Die Sowjets töteten innerhalb ihres eigenen Territoriums im Rahmen eines Projekts, das ich „interne Kolonialisierung“ nennen würde. Im Gegensatz dazu mordeten die Deutschen im allgemeinen jenseits ihrer eigentlichen Landesgrenzen in ihrem, wie ich es nennen würde, „rassistischen Imperium“. Was wir in den „Bloodlands“ sehen, ist die teilweise territoriale Überschneidung des Nazi- und Sowjet-Projekts und die verheerenden Folgen. Aber wir sehen auch die Unterschiede.

Aber machen nicht das Ausmaß und die Größe der Verbrechen all diese Unterscheidungen irrelevant?

Die Regimes bleiben dennoch sehr unterschiedlich. Stalin stammte aus dem Kaukasus und man kann sich nur sehr schwer vorstellen, dass ein Vertreter einer ethnischen Minderheit in Nazi-Deutschland das Sagen hat ...

Hitler war Österreicher ...

(Lacht.) Das kann man nicht vergleichen. Die Sowjetunion identifizierte und verwirklichte in einzelnen Fällen eine gezielte Förderungs- politik von Minderheiten. Es gab eine echte Vision des Internationalismus ...

... aber es war doch die Sowjetunion, die interne Pässe einführte und in Birobidschan das erste jüdische



FOTO ©: HERBERT CORN

Getto schuf, lange bevor die Nazis in Łódź waren...

Die ursprüngliche Politik der Sowjets wurde pervertiert und Stalin wurde in den 1930er-Jahren der Pionier der ethnischen Massaker. Dennoch ist es immer noch ein Unterschied zu einer Politik, die auf der Prämisse der ethnischen Überlegenheit beruht und der Behauptung, dass eine Rasse höher als alle anderen steht und andere eliminiert werden müssen. Es gibt Ähnlichkeiten, die größer sind als wir sehen und manchmal vielleicht zugeben wollen, aber ich würde nicht sagen, dass die Unterschiede unwichtig sind.

In Ihrem Buch argumentieren Sie gegen die „binäre Logik“ Hitlers und Stalins. Konnten sich die Länder der „Bloodlands“ davon schon befreien?

Die Ukraine ist ein Beispiel, wie schwierig das ist und warum Erinnerungspolitik problematisch ist. In einem Land haben wir zwei Visionen der Vergangenheit, die beide historisch unkorrekt sind. Erinnerungspolitik muss immer den Fakten gegenübergestellt werden. Jeder Versuch, die Geschichte zu kontrollieren, ist immer auch ein Versuch, die Zukunft zu kontrollieren.

Ziehen wir aus dem größeren historischen Wissen, das wir heute haben, die notwendigen Lehren?

„Ich denke, dass uns das Ende des Kalten Kriegs erlaubt hat, über Osteuropa nachzudenken wie nie zuvor. Es hat uns auch die Gelegenheit gegeben zu erkennen, dass es über Ereignisse, von denen wir dachten, dass wir sie sehr genau kennen wie etwa den Holocaust, noch neue Erkenntnisse zu gewinnen gibt“.

Einerseits gibt es gewaltige Fortschritte in Forschung und Verständnis. Wenn Sie heute beliebige Historiker aus beliebigen Ländern zusammenbringen, gibt es einen viel breiteren Grundkonsens als noch vor zehn bis zwanzig Jahren. Andererseits bleibt die Nachkriegsgeschichte national, und seit dem Ende des Kalten Kriegs steht das Nationale mehr im Vordergrund denn je. Geschichte ist Teil der Privatsphäre in dem Sinn geworden ist, dass jeder ein Recht auf sein eigenes Narrativ hat – normalerweise ist es eine Geschichte des Leidens. Das erzeugt eine Situation, wo es in der Politik darum geht festzulegen, wer unsere historischen Feinde sind, selbst wenn dies etwa von einem ökonomischen Blickpunkt absurd ist.

Warum brauchen wir scheinbar immer Feinde? Gehen wir wieder dorthin, wo wir in den 1930er-Jahren waren?

Wir müssen keine Feinde haben. Weißrussland, Russland und die Ukraine sind alle in einer Legitimationskrise, weil es Staaten sind, die ihre Bürger nicht zuverlässig mit Wohlstand und Sicherheit versorgen können. Daher ist jeder von ihnen in unterschiedlichem Ausmaß

von der Geschichte abhängig, aus der man sich Legitimität ableitet. Das bedeutet, dass der für nationale Geschichten typische Narzissmus – und das gilt genauso etwa für die USA, Frankreich oder Großbritannien – in diesen Ländern gefährlicher ist, weil die Geschichte mehr in der Politik gebraucht wird, aber auch, weil das Leid so ungleich größer war und entsprechend größer und stärker sind die Gefühle, mit denen gespielt werden kann: An jedem beliebigen Tag des Herbst 1941 starben so viele sowjetische Kriegsgefangene wie amerikanische oder britische Soldaten während des gesamten Zweiten Weltkriegs.

Ihr Buch konnte erst nach Ende des Kalten Kriegs geschrieben werden?

Ich denke, dass uns das Ende des Kalten Kriegs erlaubt hat, über Osteuropa nachzudenken wie nie zuvor. Es hat uns auch die Gelegenheit gegeben zu erkennen, dass es über Ereignisse, von denen wir dachten, dass wir sie sehr genau kennen wie etwa den Holocaust, noch neue Erkenntnisse zu gewinnen gibt. Die Orte, an denen die Nazi-Verbrechen stattfanden, verschwanden hinter dem Eisernen Vorhang und wurden Teil des Sowjet-Imperiums. Heute

haben wir die Chance, beides zu verstehen.

Müssen wir unser Bild des Holocaust überdenken?

Wir müssen unser Bild von Auschwitz um jenes von Treblinka ergänzen und dazu noch mit den Vernichtungsorten weiter östlich. Wir glauben, dass wir den ganzen Horror des Holocaust erfasst haben, aber ich fürchte, dass das nicht wahr ist. Eines der Ziele meines Buchs war es, das Wissen um den Holocaust zu erweitern und zu verbreitern.

Im Zusammenhang mit dem Holodomor, dem Großen Terror und dem Gulag: Was ist das Besondere des Holocaust?

Ich glaube, man kann immer noch sagen, dass der Holocaust besonders, einzigartig oder – was ich als Formulierung bevorzugen würde – beispiellos war. Ich hoffe, dass ich in meinem Buch für den Holocaust einen Platz in der Geschichte gesichert haben, gerade weil ich Vergleiche anstelle und den Holocaust in einen größeren Zusammenhang stelle. Ich glaube, wenn wir davor zurückscheuen, wenn wir Angst vor dem Kontext haben und Tabus erhalten, untergraben wir die historische Integrität des Holocaust.

Salomonowitz | Horak*

*Rechtsanwälte – Attorneys at Law | Intellectual Property
Tuchlauben 18/9, A-1010 Wien
T: +43 (0) 5320404-0, F: +43 (0) 5320404-80
E: office@sh-ip.at, www.sh-ip.at

Sigmund Freud über die Schulter schauen

Das Tagebuch der ehemaligen Patientin Anna G. gibt Einblicke in die Behandlungsmethode des Vaters der Psychoanalyse.

VON HERBERT VOGLMAYR

1988 wurde bei einer Hausräumung in Zürich ein Tagebuch gefunden, das in Psychoanalytikerkreisen für eine kleine Sensation sorgte. Es stammt von der jungen Ärztin Anna G. aus Zürich, die von April bis Juli 1921 nach Wien kam, um sich bei Sigmund Freud einer psychoanalytischen Behandlung zu unterziehen. Anlass dafür war eine tiefe Beziehungskrise, weil sie vor der Hochzeit mit ihrem langjährigen Verlobten stand, jedoch in Hinblick auf eine gemeinsame Zukunft mit ihm immer mehr Zweifel bekam. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn zu heiraten, fand aber auch nicht die Kraft, sich von ihm zu lösen. Um in dieser ausweglosen Situation Klarheit zu finden, wandte sie sich an Freud und ersuchte ihn, sie als Patientin anzunehmen. Seine Schriften kannte sie schon, da sie seit 1920 am Züricher Burghölzli bei Eugen Bleuler in der Psychiatrie arbeitete und dort ihre Dissertation verfasste.

In Form eines losen Tagebuchs, bestehend aus zwei Schulheften, protokollierte sie, was sie in der Analyse bewegte. In ihren Worten wird Freuds Arbeitsweise sichtbar, kann man ihn beim Deuten beobachten, erlebt ihr Unbehagen und ihre Widerstände und erahnt ihr Unbewusstes, verpackt in ihre Träume. Dabei blitzen zwischen den Zeilen auch immer wieder Witz und Selbstironie auf. Einmal weist Freud mit der Bemerkung: „Sie streifen so nah am Geheimnis des untersten Stockes, dass ich es Ihnen verraten kann“ darauf hin, dass das star-

ke Zögern bezüglich einer Heirat mit ungelösten familiären Beziehungen zusammenhängen könnte. Damit eröffnet er einen Weg der Entwicklung, der am Ende im Leben von Anna G. und ihrer Umgebung große Veränderungen auslösen wird.

Anna Koellreuter, die Enkelin von Anna G. und selbst Psychoanalytikerin, zögerte lange, das Tagebuch ihrer Großmutter zu veröffentlichen, weil es sich dabei um ein intimes persönliches Dokument handelt. Außerdem war sie sehr aufgewühlt von dem Fund, der eine Art Familiengeheimnis lüftete. Es war zwar allen Familienmitgliedern bekannt, dass die Großmutter bei Freud in Analyse war, deren Mitteilungen darüber waren aber äußerst spärlich. Als Studentin hatte Anna Koellreuter einige Jahre bei ihrer Großmutter gewohnt, die großes Interesse an der Ausbildung der Enkelin zur Psychoanalytikerin zeigte, aber nie über ihre Analyse bei Freud sprach.

Da das Tagebuch auch von wissenschaftlichem Interesse ist, gab sie es Fachleuten zur Beurteilung. 2007 hielt sie darüber in Tübingen einen Vortrag vor psychoanalytischem Fachpublikum und löste damit eine enorme Resonanz aus. Es kam anhand des Tagebuchs eine Diskussion über Freuds Arbeitsweise in Gang, die dann 2009 zur Publikation führte. Der Titel „Wie benimmt sich der Prof. Freud eigentlich?“ stammt übrigens aus einem Brief des Vaters, der sich zunehmend Sorgen um seine in

Wien weilende Tochter machte, die mit fortschreitender Analyse immer weniger von sich hören ließ. Das Buch enthält neben dem Tagebuch noch eine Reihe psychoanalytischer und historischer Kommentare und ist für psychoanalytische Laien ebenso interessant wie für Fachleute, weil es einerseits anhand des Tagebuchs ermöglicht, Freud bei der Arbeit quasi über die Schulter zu schauen und andererseits anhand der Kommentare einen guten Überblick gibt über die Weiterentwicklungen der Psychoanalyse seither und wie sich die heutige Praxis von der klassischen Arbeitsweise Freuds unterscheidet.



Anna Koellreuter (Hg.):
»Wie benimmt sich der Prof. Freud eigentlich?«
 Ein neu entdecktes Tagebuch von 1921 historisch und analytisch kommentiert
 Psychosozial-Verlag 2010,
 319 Seiten, Euro 32,90

Ich hob nischt kejn Tanes

VON ERWIN JAVOR

Andreas Pflüger, Dusseldorf
www.andreas-pflueger.com
27.3.2016



Immer, wenn das neue NU gerade erschienen ist, läutet mein Telefon Sturm, meine Mailbox bricht unter der Last zusammen und Freunde, Bekannte und Leser schicken mir SMS, um mir mitzuteilen, dass ihre Mails mit der Fehlermeldung zurück kommen, dass meine Mailbox über dem Speicherlimit sei. Inhaltlich betrachtet fallen diese intensiven Mitteilungsbedürfnisse meist in zwei Basis-Kategorien, vor allem für diese Kolumne. Entweder werde ich über den grünen Klee gelobt – für meine Weisheit, mein Wissen, meinen Humor und den unerschöpflichen Vorrat an Geschichten, die ich zum Besten gebe. Diese Leser haben natürlich recht, aber ich bin ja bescheiden und erwähne das nicht weiter. Oder es kommen Reaktionen von böartigen Ahnungslosen, denen zufolge ich nur Geschichten über Jiddischkeit zu erzählen wüsste, die vorsichtig ausgedrückt, uralt und selbstverständlich falsch erzählt wären. Darauf folgt meistens die unvermeidliche Ezzes: „Jetzt erzähle ICH Ihnen einmal eine Masse (Geschichten). Die sollten sie schreiben!“ Dann erzählt man mir eine, die meist verdächtig nach einer klingt, die ich vor zwei bis drei NU-Nummern in genau dieser angeblich so lausigen Kolumne geschrieben habe. In aller Bescheidenheit: natürlich viel besser. Aber Sie kennen mich ja: Ich hob nischt kejn Tanes – also ich beschwer mich ja nicht. Das haben Sie doch verstanden, oder? Nein? Oj! Also ich erklär's Ihnen an einem Beispiel:

Kommt einer zum Friseur und sagt: „Bitte, werter Figaro, schneiden Sie mir die Haare. Auf der rechten Seite

ganz kurz. Dafür legen Sie einen leichten Schwungsschnitt ein, wenn Sie meine Koteletten filetieren, damit sie schmal wie ein Strich und noch länger aussehen. Aber halt! Bitte nur auf der rechten Seite! Auf der linken Seite rasieren Sie mir die Kotelette ganz ab und lassen mir Haare wie sie sind, also beinahe schulterlang. Am Hinterkopf rasieren Sie mir so ein kleines Loch wie es die Gallochim (katholische Priester) haben. Weiter vorn schneiden Sie mir bitte einen fünf Zentimeter breiten Mittelscheitel, aber nicht genau in der Mitte, also auf keinen Fall gerade, mehr asymmetrisch, irgendwie quer. Gut?“ Der Friseur erstarrt und zischt zwischen zusammengepressten Lippen hervor: „Tut mir leid, aber das kann ich nicht.“ Sagt der Kunde erstaunt: „Wieso? Vor drei Wochen haben Sie mir die Haare genauso geschnitten. Aber ich hob nischt kejn Tanes!“

Mit anderen Worten, wir Juden sind Kummer gewohnt, also beschweren wir uns schon gar nicht mehr, weil die Erwartungshaltung genauso bescheiden ist, wie Sie mich kennen. Wir sagen höchstens leise kurz vorm Magengeschwür: „Ich hob nischt kejn Tanes.“ Das hab ich übrigens letzte Woche auch schon gesagt, habe ich Ihnen das erzählt?

Eigentlich hätte diese Kolumne ja diesmal nicht erscheinen sollen, weil ich war im Spital und hätte operiert werden sollen. Ich war schon im OP, wie immer ohne mich zu beklagen. Als ich kurz vor der Operation schon vom OP-Tisch aufgesprungen war und losgerannt bin, hat mich der Primar dann tatsächlich noch am Ärmel gepackt und gefragt: „Aber Herr Javor, was ist denn los mit Ihnen? Haben wir Sie nicht auf Händen getragen? Ihnen 12 Anästhesisten, 27 OP-Schwestern und 43 Operateure zur Auswahl vorgelegt, Ihnen von jedem einzelnen die genauen Qualifikationen berichtet und belegt, Sie bis jetzt gerade, kurz bevor wir Ihnen die Narkosemaske aufsetzen wollten, regelrecht gestreichelt wie ein krankes Pferd? Was ist?“ – Na dann hab ich es ihm halt erklären müssen, dem Primar: „Schauen Sie, Herr Professor. Ich hob nischt kejn Tanes. Aber gerade noch hat diese nette OP-Schwester gesagt: ‚Machen Sie sich keine Sorgen, ich hab' das schon hundert Mal gemacht, bei so einer kleinen Operation ist Risiko ja praktisch auszuschließen. In ein paar Minuten ist die Sache erledigt und Sie können wieder gemütlich nach Hause gehen.‘“ Er hat mich natürlich nicht ausreden lassen, der Chefarzt. „Wieso sind Sie dann davon gelaufen?“ fragt er mich, also hab ich's ihm halt erklären müssen: „Weil sie hat das ja nicht zu mir gesagt, sondern zum Chirurgen!“ Also! So war das. Aber ich hob nischt kejn Tanes...

* *Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.*



Matzah-Shopping im Kongo

Wer in der Millionenmetropole Kinshasa ein koscheres Huhn, Apfelstrudel oder Berner Würste sucht, wird hier fündig: Lokalausweis im „Hasson & Frère“, kongolesische Kaufhausinstitution mit jüdischen Wurzeln.

EINE REPORTAGE VON STEFAN MAIER (TEXT UND FOTOS)

„Expat“-Gemeinde und kongole-
sische Oberschicht wissen, dass
Einkäufe in Kinshasa besser sonn-
tags geplant werden. Im „Hasson &
Frère“, dem modernsten Supermarkt
von Kinshasa, wird samstags bis sie-
ben Uhr abends pausiert, es gilt der
Sabbat. Die kongoleische Kauf-
hausinstitution, inzwischen Teil
eines international expandieren-
den Unternehmens, wurde in den
Dreißigerjahren im damaligen Bel-
gisch-Kongo von zwei jüdischen Ge-
schäftspionieren und Brüdern, Léon
und Acher Hasson, von der grie-
chischen Insel Rhodos gegründet.
Dass der Sabbat mehr ist als bloßes
Ritual, darauf legt Robby Israel, or-
thodoxer Jude und Geschäftsfüh-
rer des Unternehmens, wert. Die
Kundschaft soll daran erinnert wer-
den, dass Konsum nicht alles ist. Der
11-fache Familienvater mit europä-
ischen Vorfahren, der regelmäßig
zwischen Brüssel und Kinshasa pen-
delt, schätzt das Leben im Kongo,
die Kongoleesen würden ihm vorur-
teilsfreier und respektvoller bege-
genen als Menschen in Europa. Seine
Kinder wollte Israel allerdings nicht
zu einem Kongo-Aufenthalt ermun-
tern, zu wichtig war ihm der Be-
such von Talmudschulen für seinen
Nachwuchs.

Von Konkurrenzunternehmen vor-
wiegend libanesischer und chine-
sischer Provenienz unterscheide
sich „Hasson & Frère“ durch das Be-
harren auf die Einhaltung allgemei-
ner ethischer Prinzipien. Mit Eintritt
in das Unternehmen unterzieht sich
jeder neue Mitarbeiter einem Ver-
haltenskodex, dessen Ziel ist: Die
Reifung zu einem „Mensch“, der
ständig an sich selbst arbeitet, sich
bildet und formt. Dies will Israel
durchaus auch als Modellcharakter
für die wirtschaftliche Entwicklung
des Kongo insgesamt verstanden
wissen: Nur durch beharrliches Be-
mühen um Integrität und Ehr-
lichkeit könne einem vielfach von
kafkaesken Behördenläufen und fa-



Das „Hasson & Frère“ ist das Luxuskaufhaus in Kinshasa,
hier shoppen Expats und die Oberschicht.



denscheinigen Visiten geprägt
Geschäftsklima wirksam Paroli ge-
boten werden.

Fragen zur jüdischen Identität und
zum Beitrag der jüdischen Gemein-
de im Kongo begegnet Israel mit-
unter knapp: Die emotionale Unge-
bundenheit an ein mit territorialen
Grenzen abgestecktes Gebiet be-
zeichnet Israel als jüdische Eigen-
art und Schlüsselqualität. Vor die-
sem Hintergrund sei übrigens auch
der Zionismus haltlos und dem Ju-
dentum entgegen laufend. „Was be-

deutet es, heute Jude sein? Ich weiß
es nicht.“ Israel, der betont, selbst
keine Synagoge zu besuchen, will
sich deshalb auch auf Schätzungen
zur Größe der jüdischen Gemeinde
im Kongo nicht einlassen. Jüdische
Einflüsse hätten sich, so viel sei al-
lerdings sicher, inzwischen im Kon-
go bis zur Unkenntlichkeit „vermis-
cht“ und seien heute kaum mehr
auszumachen. Einen ähnlichen Ver-
lust von Spuren heutigen jüdischen
Lebens hatte Israel bei einer Reise
im vergangenen Jahr ins ehemalige



Die Verkaufserträge aus den Mehlspeisen im „Café Mozart“ fließen in die Finanzierung der ersten staatlich anerkannten Bäcker- und Konditorlehre im Kongo.

Westgalizien seiner Großmutter erfahren müssen: Das jüdische Erbe habe er nur mehr an den Grabstätten ablesen können.

Religiöser Pluralismus wird in der Geschäftsdirektion des Firmenriesen großgeschrieben: Israels Stellvertreter ist Muslim, die Zusammenarbeit gedeihe, so Israel, ausgezeichnet. Um katholische „religiöse Animation“ nebst österreichischem Lokalkolorit im Dienste der Entwicklungshilfe kümmert sich wiederum Oberin Hilde, die im Supermarkt-Erdgeschoß eine Zweigfiliale des „Café Mozart betreibt“, in dessen Vitrinen sich Apfelstrudel, Krapfen und Sachertorten türmen. Noch sind nicht alle auf den Geschmack gekommen: Während das Schwarzbrot auf viel Anklang stößt, sei die Sachertorte,

monieren die kongolesischen Verkaufsdamen, „viel zu süß“.

Die Verkaufserträge aus den Mehlspeisen fließen in die Finanzierung der ersten staatlich anerkannten Bäcker- und Konditorlehre im Kongo. 14 Absolventinnen haben gerade den dreijährigen Lehrgang bestanden, Praktika im Café Mozart und in anderen Konditoreien werden durch Kurse in Marketing, Buchhaltung und Informatik abgerundet. Siebzig Mädchen befinden sich derzeit in Ausbildung; 18 Internatsplätze für die sozial benachteiligten Mädchen, viele von ihren Eltern als „Hexenkinder“ verstoßen, sollen in Bälle auf 35 aufgestockt werden.

Die Idee sei, erzählt Schwester Hilde, die seit 27 Jahren im Kongo lebt und als junge Ordensschwester eigent-

lich von einer Entsendung nach Brasilien träumte, aus der Not entstanden: Am Stadtrand von Kinshasa hat sie seit 1996 ein Schulungszentrum für Straßenkinder aufgebaut, das heute 2000 Jugendliche mit Kindergarten, Volksschule, Hauptschule und Gymnasium betreut. Es mangelte allerdings an Ausbildungsangeboten für jene, die die Matura nicht schaffen würden.

Die Hauptfiliale des Café Mozart, in dessen Hinterhof sich auch die Schulungsräume und das Mädcheninternat befinden, liegt wenige Kilometer von „Hasson & Frère“ entfernt, ein Ort, so Frau Hilde, „an dem sich kongolesische Spitzenpolitiker unter sich und sicher fühlen“. Bei Walzerklängen und Strauss-Melodien kommt die kongolesische Politprominenz gerne zum Frühstück oder zum Bier- und Weintrunk nach einem langen Parlamentstag vorbei. Kurz nach der Eröffnung zum Mozartjahr hat ein illustrierter Politiker Frau Hilde gebeten, Getränke nicht offen zu servieren. Der Grund: Gezielte Lebensmittelvergiftungen haben im kongolesischen Politbetrieb durchaus Tradition. Seitdem werden Getränke im Café Mozart nur mehr vor den Augen der Kundschaft geöffnet.

Angesprochen auf die Zusammenarbeit mit Israel, erzählt die sonst eher sachlich wirkende Frau Hilde



In diesem Restaurant kocht der Schweizer Thomas von Axt.



Während sich Schwester Hilde in Österreich „wie in der Diaspora“ vorkommt, sei im Kongo noch Platz für Religiosität.

Mit 45 Jahren fühlt sich der Schweizer Thomas von Axt wie einer jener afrikanischen Migranten, die vor der Wohlstandsfestung Europas stranden, bloß unter umgekehrten Vorzeichen.



mit leuchtenden Augen von ihrem Lebensjahr in Jerusalem, eine wichtige Lebensstation und Inspirationsquelle. Inzwischen habe sie eine eigene Bibliothek über das Judentum zusammengetragen. Sie hegt „viele Sympathien für Juden“, denn „wir haben den Juden über Jahrhunderte so viel angetan“. An den Kongolesen gefällt der Innviertlerin vor allem deren Offenheit und Respekt vor älteren Menschen. Während sie sich in Österreich „wie in der Diaspora“ fühlt, sei im Kongo noch Platz für Religiosität. Demgegenüber tadelt sie einen „anderen Wahrheitsbegriff“, gepaart mit Unverlässlichkeit: „Im Lügen sind hier viele Weltmeister.“

Thomas von Axt wiederum sorgt im „Restaurant Cosmopolitan“ im ersten Stock dafür, dass die Mitarbeiter humanitärer Organisationen, Blauhelmsoldaten und Entrepreneurs zwischen Koordinationstreffen und Geschäftsterminen bekocht und unterhalten werden. Das joviale Schweizer Multitalent, dessen dünn geflochtenen Haarzopf manche Kongolesen mit einem Fetisch assoziieren, hat eine bewegte Vorgeschichte und kennt die Lebensnöte der Kongolesen aus nächster Nähe. Aufgewachsen an einem Hof in den Jura-Bergen, fühlt sich der Schweizer Mystiker bald als „schwarzes Schaf unter weißen“, nach Schulabbruch beginnt er eine Lehre zum Koch, mit anschließendem Militärdienst bis zum Offiziergrad. Früh zieht es ihn in die Welt, er bereist Indien, Ägypten, Israel, stets getragen von der „Liebe zur Askese“. Eine Begegnung mit einem deutschen Priester am Flughafen lässt ihn spontan

sein Flugticket wechseln, er folgt einer Gruppe nach Indien, wo er drei Jahre in einem Kloster lebt und eine Milchwirtschaft ins Leben ruft.

Als seine Bewerbung zum Noviziat abgelehnt wird, kehrt von Axt in seine Ursprungsregion zurück, wo er eine Familie gründet, zwanzig Jahre als Gartenbauunternehmer verbringt und sich im Schweizer Verbandswesen engagiert. Erneut wird er von einem Suchdrang gepackt, möchte die westliche Konsumgesellschaft und ihre Sätturtheit hinter sich lassen und vorzugsweise seinen Beitrag in einem Krisengebiet leisten. Ein Kongolese in der Schweiz stellt die nötigen Kontakte her, nach einem Kurzbesuch im kriegsgebeutelten Ostkongo lässt von Axt seine Gartenbaufirma in Konkurs gehen und arbeitet ab nun rund um die Uhr an seinem Projekt.

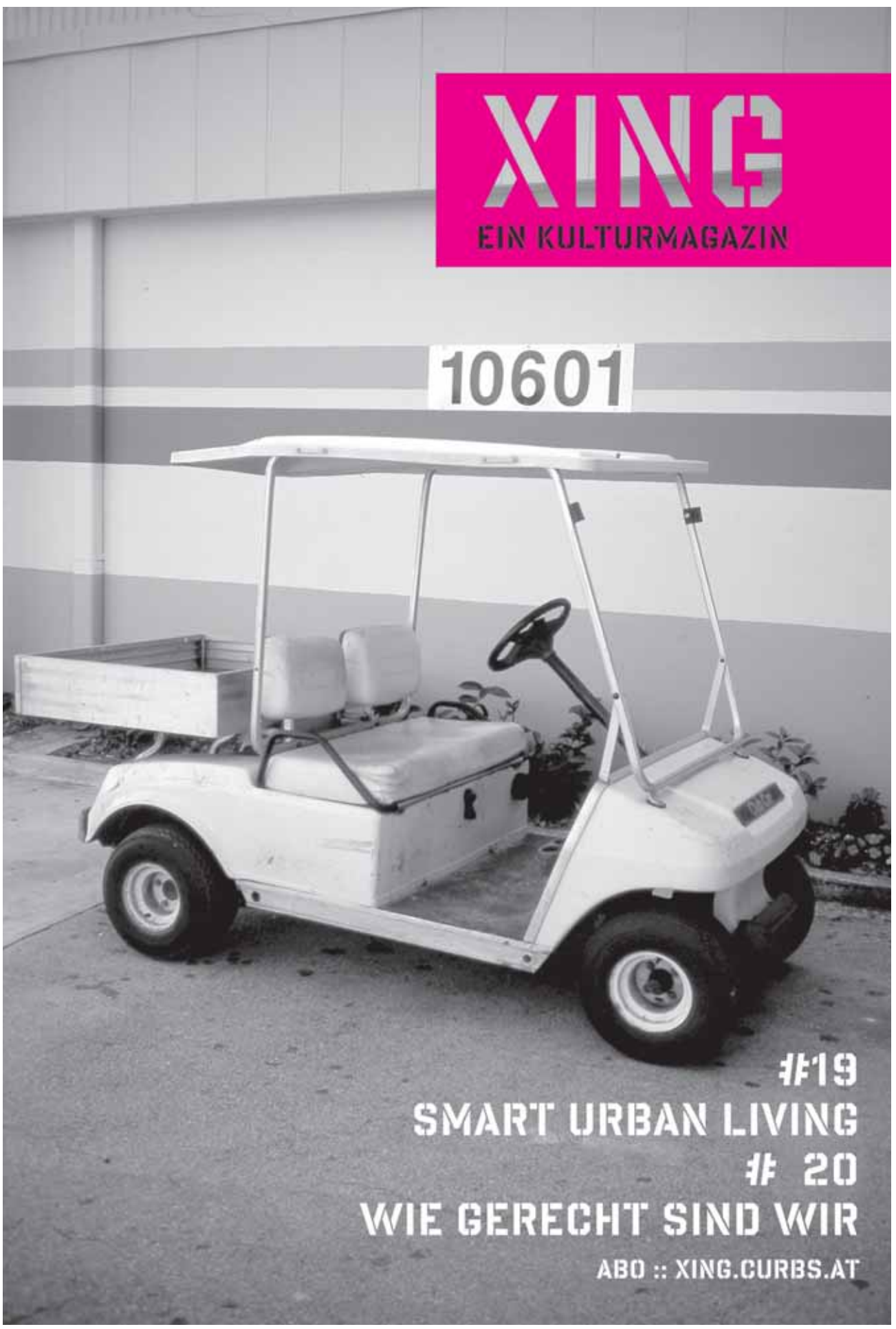
Von Axt schifft zwei Lastwägen voller Koch- und Gebrauchsutensilien an der Kongo-Westküste ein, am Hafen wird jedoch den Plänen ein jähes Ende gesetzt: Das Warengut verliert sich in den Händen der Zollbehörden, der Beginn eines Behördenmarathons, in dem sich der eigene Anwalt als Hauptinformant der Staatsanwaltschaft entpuppt. Die Sache ist derzeit beim Obersten Gerichtshof anhängig, von Axt klagt auf Restitution und Wiedergutmachung des erlittenen Schadens.

Aufgeben wollte der „Dickschädel“ deshalb noch lange nicht: Es folgte ein Jahr voller Entbehrungen und 40 Kilo Gewichtsverlust. Seine Hauptmahlzeiten bestehen aus Avocados und Bananen, der Sohn in der Schweiz schickt Geld vom notdürftig Gesparten an seinen Vater. Mit

45 Jahren fühlt sich der Schweizer wie einer jener afrikanischen Migranten, die vor der Wohlstandsfestung Europas stranden, bloß unter umgekehrten Vorzeichen. Für Medikamente zur Malariabehandlung fehlt das Geld, die gebrochene Zehe wird von der lokalen Alternativheilerin notdürftig mit der Zange zu rechtgestreckt.

Die große Wende kam für den „religiös kooperativen Krieger des Lichts“ durch die Begegnung mit Robby Israel. Nach mehr als einem Jahr im Westkongo reist von Axt, mit nur einem Rucksack, zwei Hosen und Toiletteartikeln ausgestattet, auf der Flucht vor Kämpfen in die Hauptstadt. Zufällig erfährt er anlässlich eines Besuches bei „Hasson & Frère“ von Plänen, ein Restaurant einzurichten. Es gelingt ihm, einen Vorstellungstermin bei Israel zu bekommen. Israel schenkt dem langhaarigen Aussteiger mit kurzen Hosen und Wanderschuhen Vertrauen, gewährt ihm einen Kredit und macht ihn zum Koch und Eigentümer des „Restaurant Cosmopolitan“. 2009 wird von Axt mit der Verköstigung der SADEC-Staatschefs in Kinshasa betraut, ein veritabler Durchbruch, erst kürzlich hat er das Büffet für die deutsche Botschaft ausgerichtet.

An den Wochenenden arbeitet von Axt an der Gründung einer Fischereikooperative, erneut möchte er versuchen, „aus dem Nichts etwas zu machen“. Zum Abschluss erzählt von Axt stolz, dass so mancher kongolesische Gast seinen Berner Würsten besondere Anerkennung zollt und schon mal eine Extraportion für seine Familie mitnimmt.

A white utility vehicle, resembling a golf cart or a small delivery truck, is parked on a paved surface. It has a flat roof, a steering wheel, and a cargo bed at the back. The vehicle is positioned in front of a building with a light-colored facade and horizontal grey stripes. The overall image is in black and white, except for the red magazine title box.

XING

EIN KULTURMAGAZIN

10601

#19

SMART URBAN LIVING

20

WIE GERECHT SIND WIR

ABO :: XING.CURBS.AT



FOTOS ©: NATIONAL MUSEUM OF AMERICAN JEWISH HISTORY

Only in America

Das neu eröffnete jüdische Museum in Philadelphia erzählt die Geschichte der jüdischen Einwanderer als großen Erfolg im Stil des amerikanischen Traumes.

MUSEUMSKRITIK: DANIELLE SPERA

Es gibt in den USA eine Vielzahl jüdischer Museen, Holocaust-Museen oder Gedenkstätten. In Philadelphia ist aber noch eine Lücke geschlossen worden: Ein Museum für die Geschichte der amerikanischen Juden. Das „National Museum of American Jewish History“, liegt im Herzen jener Stadt, in der am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet wurde und zeigt eine amerikanische Erfolgsgeschichte – jene der jüdischen Einwanderer. Das amerikanische Judentum präsentiert sich stark, selbstbewusst und äußerst lebendig.

Für Amerika-Reisende und Touristen aus aller Welt, ist Philadelphia

vermutlich nicht gerade das Ziel der Wahl, doch nicht nur wegen seiner historischen Bedeutung ist es einen Abstecher wert. Wer einen Überblick über die Geschichte der Juden in den USA bekommen möchte, kommt um Philadelphia künftig nicht mehr herum. Das neu eröffnete Museum für amerikanisch-jüdische Geschichte ist nach Jahren des Fundraising (180 Millionen Dollar) und einer dichten Einbindung und Befragung der Besucher des alten Jüdischen Museums von Philadelphia verwirklicht worden. Ein Team an Historikern hat in enger Zusammenarbeit mit Kuratoren und Ausstellungsarchitekten eine Erfolgsgeschichte nachgezeichnet.

Von den sefardischen Juden, die vor der spanischen Inquisition in die Neue Welt flüchteten und mit Juden aus Bayern in Planwagen gegen Westen zogen, über die Emigranten aus Russland und Galizien, die es Mitte des 19. Jahrhunderts nach Amerika geschafft hatten, bis zu den Gründervätern von Hollywood und schließlich aller von den Nazis Vertriebenen, denen es gelungen ist, in die USA zu kommen – vom Nobelpreisträger bis zum kleinen Handwerker zieht sich eine beispiellose Erfolgsgeschichte, die in einem beeindruckenden, aber doch architektonisch zurückhaltenden, fünfstöckigen Neubau zu sehen ist.

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 42 Frankfurt
NU 41 Bratislava
NU 40 Rom
NU 39 Südafrika

NU 38 Oslo
NU 37 Sarajevo
NU 36 Barcelona
NU 35 Kopenhagen

NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires
NU 31 Wien

NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

Der helle offene Bau, mitten an der Independence Mall gelegen, lädt zum Besuch ein. Das transparente, moderne Gebäude aus grauem Stein und mit Glasplatten verkleidet, ist auf der Mall von Philadelphia nicht zu übersehen. Allerdings: Der Eintritt ist gar nicht so leicht möglich. Ein schwer bewaffneter Security-Mann mit kugelsicherer Weste und mehrere Sicherheitsleute, die an „Röntgen“-Schleusen positioniert sind, kontrollieren die Besucher auf das Genaueste – manchmal sogar strenger als jene Kontrollposten, die man heutzutage auf den Flughäfen antrifft. Eine traurige Folge des blutigen Überfalls eines Rechtsradikalen auf das Holocaust-Museum in Washington im Sommer 2009. Wenn man es aber dann geschafft hat, diese Sicherheitshürden zu überwinden, taucht man ein in die überwältigende Geschichte der amerikanischen Juden – von ihren Anfängen bis heute.

Ein schicker Aufzug bringt einen ganz hinauf in den obersten Stock

des Hauses, wo die Ausstellung beginnt. Die Stockwerke sind klar gegliedert – von den Anfängen der Einwanderung nach der spanischen Inquisition bis zum Beginn der Immigration aus Osteuropa, vom Ersten Weltkrieg bis 1945, der unterste Stock führt uns ausführlich und detailliert in die Gegenwart, wo die Besucher schließlich in einem kleinen TV-Studio über ihre eigene Religion, Tradition und Herkunft Auskunft geben und damit einen einzigartigen Beitrag für den Museumsinhalt liefern.

Fast 30.000 Ausstellungsstücke sind aufs Dichteste in den historischen Kontext einbezogen. Von Büchern, Silberobjekten, religiösen Gegenständen, Kleidung, Briefen, Zeichnungen, Drucken, Gemälden und Fotografien bis hin zu neuen Medien und Instrumenten erstreckt sich das reiche Repertoire, aus dem das Narrativ gebildet wird: Was hat Amerika für die Juden getan und was haben amerikanischen Juden für Amerika geleistet.

Ein Planwagen, wie ihn tausende Familien auf ihrem Weg „to the west“ benutzt hatten, wird zum Sinnbild für die Neue Welt, jenseits von Not, Hunger und Antisemitismus. Er lädt neben einem Feuerlager und einem Kaufmannsladen zur Benützung und zum Spielen ein, frei nach Disneyland. Der amerikanische Bürgerkrieg findet die jüdische Gemeinde geeint – im Gegensatz zu christlichen Gruppen, die sich in nördliche und südliche Kirchen aufspalteten. Die meisten Juden kämpften für die Union und gegen die Sklaverei.

Ellis Island wird für Hunderttausende zum Synonym für oft demütigende Kontrollen nach der mühsamen Überfahrt auf den Einwandererschiffen. Diese Station verleitet zum Nachspielen jener Tests, die die Einwanderer über sich ergehen lassen mussten und die man hier an kleinen Monitoren durchlaufen kann. Hätte man es geschafft, Eintritt in die Neue Welt zu bekommen oder nicht?

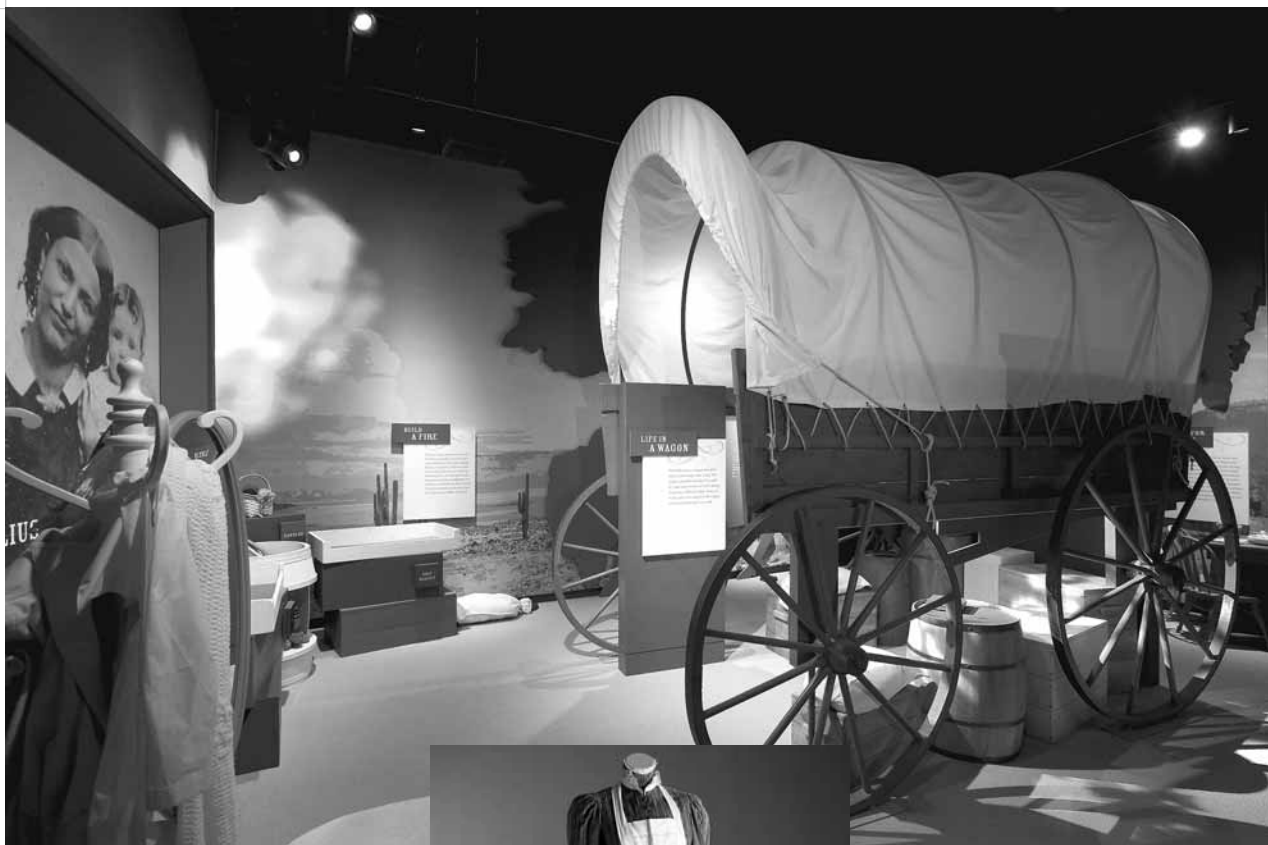
Wo sind die Neueinwanderer hingezogen, wie haben sie gelebt, waren sie willkommen – auch hier ist in sehr anschaulicher Form nachvollziehbar, wie sich das Leben abgespielt hat, von der Lower East Side über die Ursprünge der Filmindustrie in den Hügeln von Hollywood bis zum Leben auf dem Land.

Wo das amerikanische Judentum allerdings während der Shoah geblieben ist und warum ein Aufschrei der amerikanischen jüdischen Organisationen angesichts des Holocaust ausgeblieben ist, bleibt unbeantwortet und klammert damit eine zentrale Frage aus.

Das Engagement jüdischer Soldaten während des Weltkriegs und die Jahre danach leiten zur Bürgerrechtsbewegung über, an der die Juden in den USA einen verhältnismä-

18 filmische Kurzbiografien stehen stellvertretend für den American (Jewish) Dream.





ßig großen Anteil hatten. Ihr enges Engagement mit den Anführern des schwarzen civil rights movements wird ebenso deutlich aufgearbeitet wie die Frauenbewegung, die nicht nur durch Galionsfiguren wie Betty Friedan und Gloria Steinem stark jüdisch geprägt war. Ein jüdischer Haushalt in den 1950er-Jahren von der Küche bis zum Wohnzimmer ist ebenso detailliert nachgebaut und damit erlebbar, wie die jüdische Sommerfrische in den Catskills, dem sogenannten Borscht Belt oder Jewish Alps, bis zu den jüdischen Feriencamps. Ein eigener Bereich zeigt in anschaulichen Kurzfilmen die stolze Synagogenarchitektur in US-Vorstädten der 1970er-Jahre und schließlich sorgen Ausschnitte von Auftritten jüdischer Entertainer im Fernsehen für einen humorvollen Ausklang.

Im großzügigen Foyer des Museums findet man vor dem gut ausgestatteten Museumsshop und dem kleinen Museumscafé eine Installation, die die amerikanisch-jüdische Erfolgsstory am besten dokumentiert. 18 filmische Kurzbiografien stehen stellvertretend für den American (Je-



Ein Planwagen, wie ihn tausende Familien auf ihrem Weg „to the west“ benutzt hatten, wird zum Sinnbild für die Neue Welt, jenseits von Not, Hunger und Antisemitismus.



wish) Dream. Auch hier wurde das (künftige) Publikum des Museums eng in die Auswahl einbezogen. Aus hunderten vorgeschlagenen Namen wurde eine Liste von 218 amerikanisch-jüdischen Persönlichkeiten erstellt. Schließlich wurden per E-Mail, Post und direkten Besucherbefragungen im früheren jüdischen Museum von Philadelphia die 18 Personen ausgewählt. Insgesamt haben sich an der Befragung 210.000 Menschen beteiligt. Der Bogen der vorgeschlagenen Beispiele reicht von Albert Einstein über Menachem Mendel Schneerson, Estée Lauder, Barbara Streisand bis zu Golda Meir. Sie oder ihre Vorfahren sind angekommen mit großen Zielen, Hoffnungen und Träumen: Die Erfolgsgeschichte der amerikanischen Juden, verdichtet auf 25.000 m².

NATIONAL MUSEUM OF AMERICAN JEWISH HISTORY

101 South Independence Mall East
Philadelphia, PA 19106-2517

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Freitag, 10 bis 17 Uhr

Samstag und Sonntag, 10 bis 17.30 Uhr

Eintritt: 12 USD, Ermäßigungen
für Studenten, Senioren, Militärs,
Kinder unter 12 Jahren umsonst



Ein Neustart nach fast 3000 Jahren

Gut 80.000 Juden äthiopischer Herkunft leben heute in Israel. Wie sie erst nach Afrika und dann zurück gelangten, ist eine abenteuerliche Geschichte. Äthiopiens uralter Gründungsmythos und seine christliche Religion sind, auch wenn die Beta Israel nicht mehr dort leben, ohne diese Juden nicht denkbar. Bericht über eine Spurensuche in Ostafrika.

VON CORNELIA MAYRBÄURL (TEXT UND FOTOS)

Um ehrlich zu sein: Dieses in Reiseführern erwähnte Dorf ist eine Enttäuschung. Vielleicht wird der Frust dadurch verstärkt, dass wir wegen einer Reifenpanne Wolleka erst nach Sonnenuntergang erreicht haben und das Licht schon grau ist. Aber ich hatte doch gehofft, hier etwas über das Leben und die Kultur der äthiopischen Juden zu erfahren, der Beta Israel oder Falaschen, wie sie früher genannt wurden. Stattdessen habe ich keine Sekunde Zeit, mich umzuschauen, weil mich nach dem Aussteigen aus dem Jeep sofort ein Bub in Beschlag nimmt und mich zur Synagoge lotsen will. Na gut, ich folge ihm also auf einem Fußpfad durch lockeres Gebüsch, zwischen einigen der üblichen Rundhütten. Nach ein paar Minuten sind wir da, was mir aber nicht gleich klar wird. Denn die Synagoge unterscheidet sich durch nichts von den anderen Hütten, außer dass sie auf dem spitz zulaufenden Runddach einen Davidstern trägt, der in der Dämmerung nur mehr schwer erkennbar ist. Sonst gibt es nur mehr ein paar Souvenirstände am Rand der Straße.

Es müssen um die 100.000 Juden gewesen sein, die bis Mitte der 80er-Jahre im nördlichen Teil Äthiopiens lebten, eben in Dörfern wie Wolleka. Kein Museum erzählt von ihnen, und doch ist ihre Geschichte – wie sie nach Äthiopien kamen und von dort wieder gingen – unglaublich spannend. Die Beit Israel haben tiefe kulturelle Spuren hinterlassen, die man aber erst einmal finden muss: Wie kommt es, dass beim höchsten Fest der äthiopisch-orthodoxen Christen sich alles um die Bundeslade aus dem Tempel Salomos dreht? Warum prangt in einer der Felskirchen von Lalibela, die ein wahres Weltwunder sind, ein Davidstern?

Zuerst zur jüngeren Vergangenheit. Von 1974 bis 1991 wurde Äthiopien vom Steinzeit-Kommunisten Mengistu Haile Mariam regiert. Tausende Beit Israel flohen – kurz bevor die Weltöffentlichkeit 1985 auf die Katastrophe aufmerksam wurde – wegen des Hungers und wegen Kampfhandlungen in den Sudan. Da griffen die USA und Israel ein: Im November 1984 richteten sie unter dem Decknamen „Operation

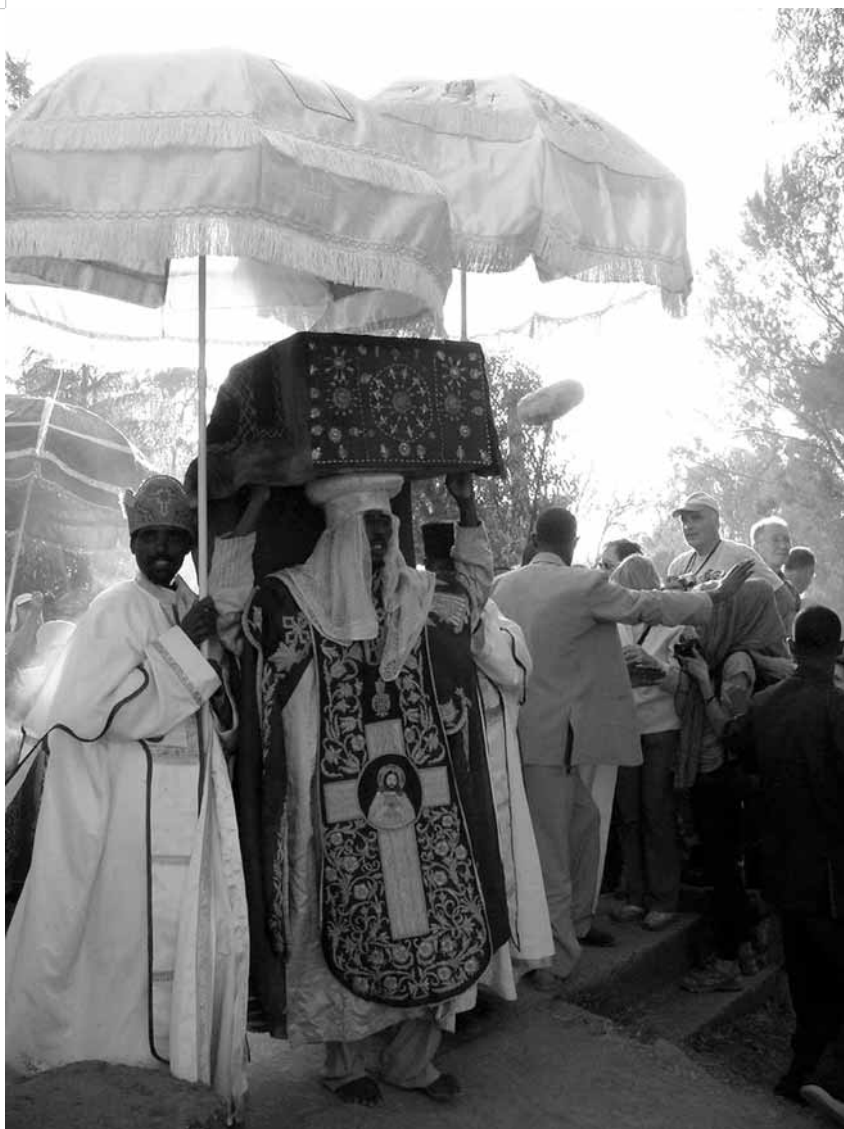
Moses“ eine geheime Luftbrücke ein und flogen 8000 Juden nach Israel aus. Ein paar Jahre später, 1990, erlaubte Mengistu dann einigen Beit Israel die Alija. Das Kalkül dahinter: Israel sollte – und tat es anfänglich auch – im Gegenzug Waffen liefern, die Mengistu dringend im Kampf gegen Aufständische brauchte. Mehr als 20.000 Beit Israel wollten ihre Chance nützen und verließen ihre Dörfer; in der Hauptstadt Addis Abeba entstand ein riesiges Lager.

Gleichzeitig setzten die Guerillatruppen Mengistus Regierung immer mehr zu. Jüdische Organisationen in den USA waren höchst besorgt: Würde Mengistu in seinem verzweifelten Abwehrkampf die Beit Israel massakrieren? Ende April 1991 rangen die USA einerseits Mengistu die Zusage ab, dass die Juden ausreisen durften, und erhielten andererseits von den Guerillas, die bereits den Großteil des Landes kontrollierten, Rückhalt für eine Luftbrücke. „Die Guerillaführer“, darunter der heutige Präsident Meles Zenawi, „teilten die weitverbreitete Meinung, dass mit der Ausreise ein uralter Teil der äthiopischen Bevölkerung verlorengehe, sie sahen aber auch politische Vorteile“, schreibt der US-Diplomat Paul Henze in seiner „Geschichte Äthopiens“.

Wieder in einer US-israelischen Aktion wurden im Mai 1991 innerhalb von nur 36 Stunden alle Beit Israel ausgeflogen, die Israel als Juden anerkannte. Auf einem der Flü-



Wolleka, ein kleines Dorf. Die Synagoge unterscheidet sich durch nichts von den anderen Hütten, außer dass sie auf dem spitz zulaufenden Runddach einen Davidstern trägt.



Wie jedes Jahr am 18. Jänner wird in Axum Timkat gefeiert, das höchste Fest der äthiopisch-orthodoxen Kirche, an dem eigentlich der Taufe Christi gedacht wird. Sie sind ganz sicher: Es ist die originale Bundeslade, die der Priester während der Prozession auf dem Kopf trägt.

So weiß jedes Kind, dass einst die Königin von Saba von Äthiopien nach Jerusalem zog, dort König Salomo bezauberte und, zurück in ihrer Heimat, seinen Sohn gebar. Dieser, Menelik, begründete nicht nur die salomonische Dynastie, deren letzter angeblicher Kaiser Haile Selassie bis 1974 regierte, sondern er reiste als junger Mann ebenfalls nach Jerusalem. Menelik schlug es aber aus, seinem Vater als König nachzufolgen. Stattdessen befahl Salomo den Ältesten der zwölf Stämme Israels, jeweils 1000 ihrer Angehörigen mit Menelik nach Äthiopien zu schicken. Und dieser Zug führte sogar das größte Heiligtum, das im Tempel aufbewahrt worden war, mit sich: die Bundeslade. Jene goldene Truhe, die die Steintafeln enthielt, auf denen Moses die am Berg Sinai empfangenen zehn Gebote niedergeschrieben hatte.

Der Rest der Welt mag glauben, dass die Bundeslade erst Jahrhunderte später nach der Zerstörung des Tempels durch die Babylonier aus Jerusalem verschwand und nie wieder gefunden wurde. Doch die Tausenden Gläubigen in Axum, einer Kleinstadt im Norden Äthiopiens, zweifeln nicht. Wie jedes Jahr am 18. Jänner feiern sie, 2011 an einem warmen, sonnigen Nachmittag, Timkat, das höchste Fest der äthiopisch-orthodoxen Kirche, an dem eigentlich der Taufe Christi gedacht wird. Sie sind ganz sicher: Es ist die originale Bundeslade, die der Priester während der Prozession auf dem Kopf trägt, gebettet auf einen weißen Polster, umhüllt von schwarzem besticktem Samt, geschützt von zwei weißen Schirmen.

Dies ist auch der einzige Priester, der ihren Aufbewahrungsort, eine Kapelle, betreten darf und der die

ge wurden in einer Boeing 747, die laut Plan 760 Passagiere fassen sollte, 1122 Menschen transportiert – ein Weltrekord. Das war nicht nur möglich, weil die Äthiopier so wenig wogen; während des Fluges kamen auch zwei Kinder zur Welt.

Nur Stunden bevor die Jets starteten und landeten, war es den Rebellen gelungen, Addis Abeba zu erobern. Mengistu musste nach Zimbabwe fliehen. Genau am Tag des Sturzes von Mengistu überwies Israel 35 Millionen Dollar „Lösegeld“ für die Beit Israel auf ein Konto der äthiopischen Regierung in New York. Doch das war ein Samstag, und weil die USA die neue Regierung sofort anerkannten, hatte Mengistu am Montag schon keinen Zugriff auf das Konto mehr.

Heute leben in Israel gut 80.000 Juden, die noch in Äthiopien zur Welt gekommen sind. Eine Minderheit empfing sie eher mit Skepsis als mit offenen Armen: Nicht alle Israelis sehen eine Verbindung der Äthiopier mit dem Judentum. Tatsächlich gibt es bis heute keine hieb- und stichfeste Erklärung, wie die Juden – oder in Wahrheit doch fundamentalistische Christen, die hartnäckig an älteren Bräuchen festhielten? – in uralten Zeiten nach Afrika kamen. Seit 1975 erkennt Israel im Großen und Ganzen jedoch jene Legende als offizielle Version der Geschichte an, die in Äthiopien seit tausend Jahren von Generation zu Generation weitererzählt wird und welche nicht nur den Gründungsmythos der Nation bildet, sondern auch die äthiopisch-orthodoxe Kirche stark prägt.

Bundeslade dort das ganze Jahr über bewacht. Eine Hälfte der Menschheit darf sich dieser Kapelle neben der Haile-Selassie-Kathedrale nicht einmal nähern. Als ich vor Beginn der Feierlichkeiten einen Schritt zu nahe komme, scheucht ein bewaffneter Mann mich – und noch einige andere Frauen – weg.

Unter beständigen Jubelrufen führt die Prozession dann an den berühmten granitenen Stelen der Könige von Axum vorbei; die heutige Kleinstadt war rund um Christi Geburt über Jahrhunderte Zentrum eines bedeutenden Reiches. Die höchste der Säulen, die noch stehen, misst 27 Meter; ohne die göttlichen Kräfte der Bundeslade, so sagen die Axumiten, hätte man diese Kolosse nie aufrichten können. Noch die ganze Nacht durch verehren und bewachen die in weiße Tücher gehüllten Gläubigen die Bundeslade, bis sie am nächsten Tag zur Kirche der Heiligen Maria von Zion zurückgebracht wird.

Im Alten Testament gibt es über 30 Hinweise auf Äthiopien, das die Hebräer Kusch nannten. So heiratet Moses eine kuschitische Frau, und im Buch Genesis ist vom Fluss Ghion die Rede – nichts anderes als der Blaue Nil. An seinem Verlauf auf äthiopischem Gebiet war der jüdische Einfluss vor der Auswanderung der Beit Israel besonders stark. Im Buch des Propheten Zefanja heißt es: „Selbst noch aus dem fernen Äthiopien werden sie – nämlich meine Anbeter, mein zerstreutes Volk – mir Opfergaben bringen.“ Es ist auch der Einfluss des Judentums, der die äthiopisch-orthodoxe Kirche von anderen christlichen Kirchen abhebt. Buben werden wenige Tage nach der Geburt beschnitten, und für Frauen gelten eine Reihe von Ge- und Verboten rund um

die Menstruation. In jeder Kirche ist der Tabot das Heiligste, eine Kopie der Gesetzestafeln, deren Originale eben in der Bundeslade aufbewahrt werden.

Auf ganz besondere Weise vermischen sich Geschichte und Legende, Judentum und Christentum in Lalibela, das eine gute Tagesreise von Axum entfernt liegt, in einer kargen, trockenen Landschaft auf 2600 Metern Höhe. Tadesse Sefiw, selbst Diakon der Kirche Bet Emanuel („Haus Emanuels“), führt uns durch die berühmten elf Kirchen, die in den felsigen Boden hineingeschlagen wurden, sodass man zum Eingang über Treppen hinabsteigen muss und das Kirchendach auf Straßenhöhe liegt. Sie sind Monolithen: Boden, Säulen, Gewölbe, Altarraum – die Kirchen sind in ihrer Ganzheit aus einem Stein. Einige sind kleiner, andere beeindruckend

Auf ganz besondere Weise vermischen sich Geschichte und Legende, Judentum und Christentum in Lalibela, das in einer kargen, trockenen Landschaft auf 2600 Metern Höhe liegt.

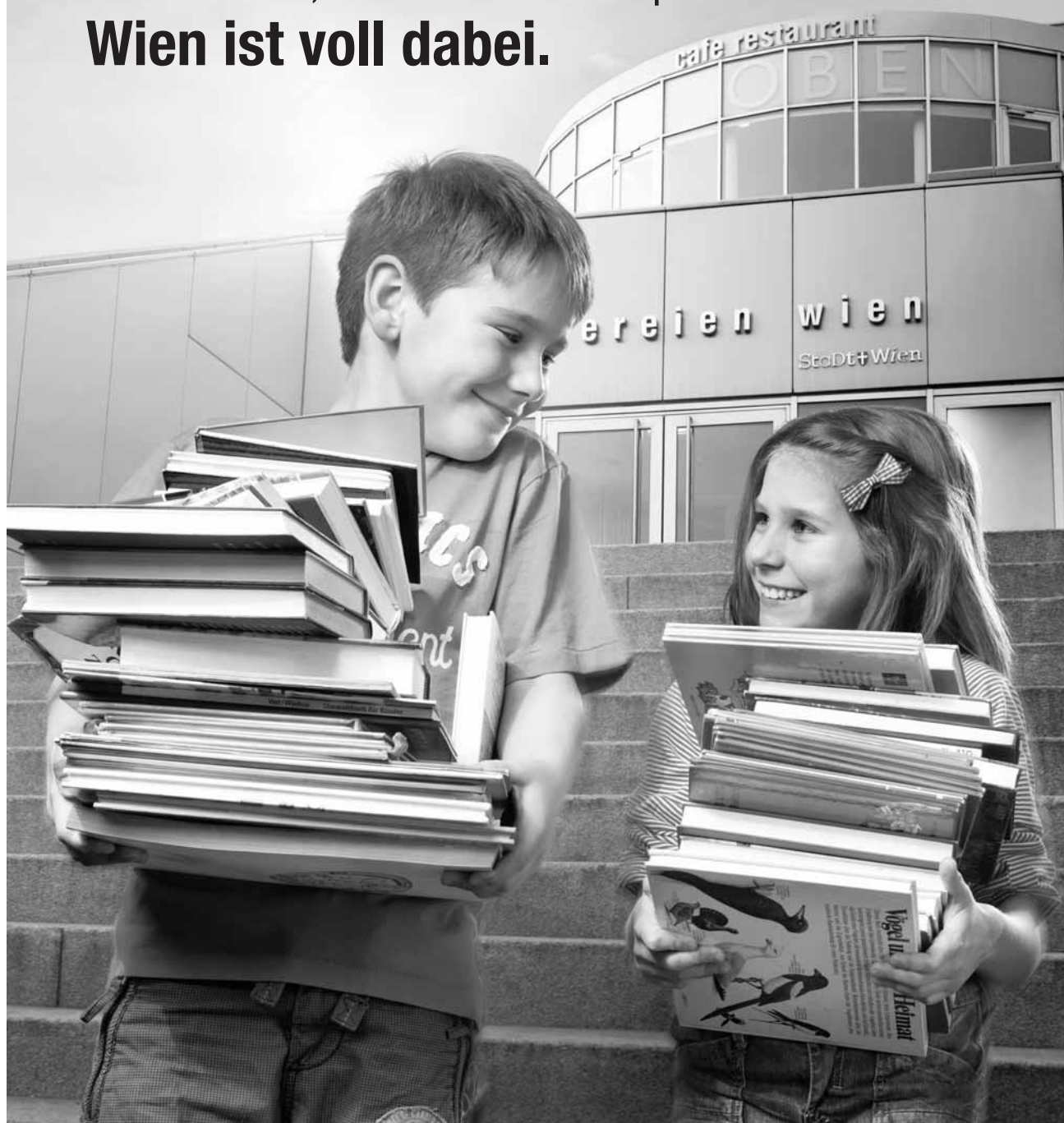


allein schon durch ihre Größe, und alle sind sie einzigartige Kunstwerke. Ihre architektonische Schönheit ist mit keinem anderen Bauwerk zu vergleichen.

„Vor der Christianisierung waren wir Äthiopier alle Juden“, erklärt Tadesse. „Moses musste ja dem Gebot folgen, eine Gläubige zur Frau zu nehmen. Und er hat eine Äthiopierin geheiratet. Also muss es so gewesen sein.“ Das aber war längst Geschichte, als im 12. Jahrhundert König Lalibela das äthiopische Hochland regierte. Im Traum erschien ihm Gott und erteilte ihm den Auftrag, Felskirchen zu errichten. Vielleicht deswegen, weil 1189 Sultan Saladin Jerusalem eroberte und für Christen die Pilgerfahrt in die Heilige Stadt gefährlich wurde? Nicht zufällig heißt der Bach, der sich zwischen den Kirchen in den felsigen Grund eingegraben hat, Jordan.

Wie der aufwändige Bau der Kirchen – also ihr Herausschlagen aus dem Felsboden – tatsächlich ablief, ist nicht bekannt. Historiker haben kaum Antworten auf die Fragen, wie viele Menschen mitwirkten, wer sie plante, wie man die Arbeiter in der rauen Gegend überhaupt ernähren konnte. Diakon Tadesse hingegen weiß es: „Engel haben geholfen, und es hat nur 25 Jahre gedauert.“ Die älteste Kirche, wo also die Engel ihr Werk begonnen haben müssen, ist Bet Mariam. Ihr Innenraum ist 13 Meter hoch, und die Decke trägt reiche Fresken. Eine der zentralen Säulen muss, so sagen die Priester, immer verhüllt bleiben: Auf ihr seien die zehn Gebote sowie die Geschichte vom Anfang und Ende der Welt eingemeißelt. Unübersehbar gleich neben der Säule: ein Davidstern.

Eine Stadt, in der Lesen Spaß macht.
Wien ist voll dabei.



Unsere Stadt ist als Wirtschaftsmotor Österreichs auf bestens ausgebildete Menschen angewiesen. Umso wichtiger ist es daher, auf Bildung zu setzen und Kinder durch optimale Kindergärten, Schulen und Universitäten bestmöglich zu fördern. Alles über Aus-, Fort- und Weiterbildung in Wien, von Büchereien über Volkshochschulen bis hin zu universitären Einrichtungen, finden Sie unter **www.wien.at**.

StaDt+**Wien**

Suchbild auf Jiddisch ...

Die konvertierte Liz Taylor mit
Simon Wiesenthal und sechs Fehlern.

VON MICHAELA SPIEGEL



AUFLÖSUNG:
1. DER KRUPP-DIAMANT
2. PERLENDIADDEM
3. HEISSE KATZE OHNE BLECHDACH
4. CORTIS „WELCOME IN VIENNA“-PLAKAT
5. WITERE BLUSENSTREIFEN
6. MICHAEL JACKSON



FOTO: PETER RIGAUD

Vielleicht sind wir alle paranoid

VON ERWIN JAVOR

Ich kenne einen Foxterrier, der, wenn man „sitz!“ zu ihm sagt, prinzipiell gedankenverloren herumschlurft. Minuten später und völlig unerwartet legt er sich dann nieder, aber nur dann, wenn man es nicht von ihm verlangt. Er ist mein unerreichtes Vorbild. Ich hätte so große Lust mich zum x-ten Mal über die undifferenzierte und zwanghafte Berichterstattung der internationalen Medien über Israel zu echauffieren. Ich würde auch furchtbar gern meinen Senf zu den Vorgängen im Jüdischen Museum dazugeben. Aber damit langweile ich nicht nur Sie, sondern sogar mich selber. Damit würde ich reflexartig Erwartungen erfüllen, ich bin aber lieber so wie mein Freund, der Foxl. Also habe ich mir diesmal ein ganz neues Thema vorgenommen. Diesmal schreibe ich zur Abwechslung über Israel.

Sie kennen ja vielleicht Carlo Sprenger, den bekannten Schweizer-Israelischen Psychologen, Philosophen und Psychoanalytiker. Er ist für die liberale „Haaretz“ was Thomas Friedmann für die „New York Times“ ist. Seine Kommentare sind so kontroversiell, wie sie spannend sind.

Sprenger hat sich gefragt, warum die meisten Israelis im Gegensatz zum Rest der Welt davon überzeugt sind, dass für Ägypten und die anderen arabischen Staaten Demokratie eine Illusion ist, und zwar nicht nur wegen der wirtschaftlichen Lage, den Bildungssystemen oder dem dort praktizierten Umgang mit den Menschenrechten.

Der Grund, warum Israelis sich nicht von ihrer Angst abwenden und zu hoffen beginnen können, liegt tiefer, meint er. Es hat damit zu tun, dass alle drei monotheistischen Weltreligionen aus dem Nahen Osten stammen und sich jahrhundertlang genau in diesem Gebiet miteinander konkurriert haben. Davor, in der Tradition des Polytheismus, war man noch flexibler. Man hatte ja viele Götter und konnte so auch mehrere Religionen nebeneinander dulden. Erst durch die Verkündung der absoluten Wahrheit, die jede der drei monotheistischen Religionen für sich gepachtet haben will, wurde dann Koexistenz illusorisch und von jahrhundertlangen blutigen Kriegen abgelöst.

Spätestens seit den 1970er-Jahren gibt es eine parallele Entwicklung der Fundamentalisten im Judentum, im Christentum und im Islam. Die meisten Prophezeiungen dieser Bewegungen haben sich natürlich nicht erfüllt. Weder ist Christus zurückgekehrt, noch hat Mahdi das Kalifat wiederhergestellt, noch ist Messias gekommen. Aber die, die daran glauben, werden weiterhin tief und unerschütterlich von ihrem Weg und vor der allein seligmachenden Wahrheit überzeugt und von weiterem Blutvergießen oder möglichen internationalen Konsequenzen völlig unberührt bleiben.

Leider gibt es überall in der Region nur Politiker, aber keine Staatsmänner, die wüssten, wie man diesen Ir-

rationalitäten einen wirksamen Widerstand entgegensetzen könnte. Dadurch entsteht etwas noch Schlimmeres, nämlich das kollektive Gefühl bei allen: „Wir haben recht, alle anderen haben unrecht“. Sprenger bringt die Konsequenz dieser Emotion auf den Punkt, wenn er meint, dass die internationale Existenzberechtigung Israels nicht das Haus von David, der erste oder zweite Tempel wäre, sondern eine funktionierende Demokratie, die die Menschenrechte respektiert. Es wäre entweder Hebron oder Demokratie. Beides geht nicht. Damit hat Sprenger vollkommen Recht. Entweder wird sich der Großteil der israelischen Bevölkerung mit gesundem Menschenverstand durchsetzen oder Israel wird à la longue von außen dazu gezwungen werden. Schon jetzt gelten wir in den Augen vieler Kritiker als neuer Schurkenstaat. Die Gründer Israels von Herzl über Ahad Ha'am waren liberale Pragmatiker. Herzl war nicht fixiert auf heilige Orte, es ging ihm vor allem um ein geistiges Zentrum für Juden in Palästina.

Vielleicht sind wir alle paranoid. Aber leider sind die Shoah und Ahmedinejad gute Argumente, dass sich auch säkulare Juden Sorgen machen sollten.

Wie schon Woody Allen und andere kluge Juden festgestellt haben, ist die Tatsache, dass jemand paranoid ist, noch lange kein Beweis dafür, dass ihn nicht doch jemand umbringen will.



FOTO: PETER RIGAUD

Kommt denn was Besseres nach?

VON MARTIN ENGELBERG

Bekanntlich wird die Errettung der Juden in der altertümlichen Purim-Geschichte dadurch eingeleitet, dass der Jude Mordechai zwei Männer dabei belauscht, wie sie einen Plan zur Ermordung des persischen Königs Ahaschwerosch aushecken. Er verrät sie, das Komplott wird aufgedeckt, die Häscher hingerichtet und Mordechai wird dafür lobend ins Tagebuch des Königs eingetragen, was ihm und den Juden später sehr helfen wird.

Unsere Weisen fragen jedoch: War es eigentlich klug, dieses Attentat aufzudecken, da Mordechai ja zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen konnte, wie günstig sich das später auswirken würde? Vielmehr hatte er zwei schwerwiegende Entscheidungen zu treffen: Deckte er die Verschwörung auf, musste er erstens in Kauf nehmen, dass zwei Menschen (die Verschwörer) getötet werden statt einem (König Ahaschwerosch). Zweitens hatte Mordechai zu entscheiden, ob er tatsächlich das Leben des Königs retten wollte, da Ahaschwerosch ein despotischer, brutaler und den Juden gar nicht wohl gesonnener Herrscher war. So wurde durch das Handeln Mordechais nicht nur ein Mensch mehr getötet, sondern auch ein „Tyrammenmord“ verhindert. Warum, fragen die Weisen also, tat das Mordechai? Die Antwort ist einfach: Er tat es, weil er fürchtete, es kommt nichts Besseres nach. Eine Weisheit, die das jüdische Volk also schon Jahrtausende begleitet.

Womit wir bei einer aktuellen Frage sind, die in Israel und der jüdischen

Welt in diesen Tagen sehr oft gestellt wird: Wäre es nicht besser, wenn Herrscher wie Ägyptens Mubarak, Libyens Gaddafi, ja sogar Syriens Assad an der Macht blieben? So feindlich sie Israel auch gesinnt sind, man hat mit ihnen leben gelernt, sie sind kalkulierbar geworden und vor allem: Kommt denn was Besseres nach?

Dazu gibt es ein paar gute Nachrichten und einige, die Sorge bereiten. Allen voran ist da die ernüchternde Erkenntnis, dass wir es uns nicht aussuchen können. Mit relativ großer Wahrscheinlichkeit werden früher oder später alle arabischen Regime fallen. Das Gute dabei: Auch die Tage Ahmadinejads und des Mullah-Regimes im Iran sind gezählt.

Eine weitere Entwicklung kann einen auch vorsichtig optimistisch stimmen: Die Muslimbrüder in Ägypten traten nicht wie erwartet am ersten Tag nach dem Abgang von Mubarak an die Öffentlichkeit und versuchten die Staatsführung zu übernehmen. Vielmehr schienen auch sie von den Entwicklungen überrascht und davon, dass die Oppositionellen von ihnen genauso wenig wissen wollten wie von Mubarak und seiner Clique.

Das führt zu der Frage, was denn die aufbegehrende arabische, bzw. muslimische Jugend will – sofern das wirklich von Tunesien bis Iran verallgemeinert werden kann. Der Umbruch scheint jedenfalls nicht mit den Befreiungsbewegungen in den Staaten des ehemaligen Warschauer Paktes von 1989 vergleichbar zu sein. In die-

sen Ländern gab es – weitgehend unblutig und überraschend schnell – einen Übergang zu demokratischen und marktwirtschaftlichen Strukturen; mit der Ausnahme von Russland – dort ist es nur eingeschränkt so. In diese Richtung zielt es wohl auch in der arabischen bzw. muslimischen Welt. Es geht offensichtlich um die Freiheit, einiges von dem haben zu können, was Menschen in der westlichen Welt besitzen: Arbeit und einen gewissen Wohlstand, eine bessere Ausbildung, mehr Gleichstellung der Frauen. Der Weg dorthin wird in den meisten Ländern dieser Region ein steiniger werden, etwa so wie im Irak. Gepaart mit blutigen Auseinandersetzungen zwischen Stämmen und Volksgruppen, bilden sich dennoch leidlich demokratische Strukturen und geht man letztlich doch einer besseren Zukunft entgegen. Einige Staaten haben jedoch das Potenzial, zu „failed states“ zu werden – der Jemen etwa oder auch Libyen. Kein Honiglecken für Israel, wie aber für die westliche Welt insgesamt. Was soll also Israel tun? Es wäre zu wünschen, dass sich Israel zum Teil der Lösung macht. Sich also einreihet in die Koalition der westlichen Staaten, die auf unterschiedliche Art und Weise mit den Umbrüchen umgeht, sie teils unterstützt, teils versucht in die richtige Richtung zu lenken. Aufpassen muss Israel jedoch vor allem in dieser höchst schwierigen und komplexen Entwicklung, nicht Teil des Problems zu werden. Dies muss wohl derzeit unsere größte Sorge sein.

MEHR WIRTSCHAFT. MEHR KULTUR.



Gut zu wissen.

4 Wochen GRATIS testen!

Bestellung unter Tel. 0810 0810 99
oder abo-center@wienerzeitung.at

www.wienerzeitung.at

nu LESERBRIEFE AUSGABE 42



Ich möchte Ihnen mitteilen, dass Ihre Zeitschrift eine der ganz wenigen ist – wenn nicht überhaupt die Einzige – die ich jedes Mal (fast) vollständig lese. Besonders gut gefallen hat mir diesmal der Artikel des Herrn Javor „Neue Moscheen braucht das Land“. Ich hoffe und wünsche mir, dass es 2011 so weitergeht.

Jürgen Glück, Ottensheim

„Ein Nachruf auf den jüdischen Humor“ von Charles Lewinsky

Lieber Herr Lewinsky!

Leider, leider haben Sie offensichtlich, bevor Sie Ihren zugegebenermaßen interessanten und typisch jüdisch amüsanten Artikel mit dem Titel „Nachruf auf den jüdischen Humor“ geschrieben haben, mein Buch mit dem Titel „No, warum nicht?“ noch nicht in Händen gehalten. Ihre historische Annäherung als Erklärungsmuster für den jüdischen Humor ist lehrreich, aber sicherlich nicht die einzige Möglichkeit, jüdischen Humor zu erklären bzw. für tot zu halten. Übrigens kennen Sie den? ...

Elisabeth Jupiter, Wien

„Quelle des Lebens oder lästige Pflicht?“ Interview mit Michal Grünberger von Danielle Spera

Gratulation an Michal Grünberger zum Artikel über „Mikwaot – Quellen des Lebens“ im neuesten NU. Ich fand Fragen und Antworten sehr einfühlsam und überzeugend.

Gerald Gamauf, Mödling



Ausgabe 41 Serie Jüdische Museen

Ich möchte Ihrem sehr interessanten Artikel über das „Jüdische Museum in Rom“ gerne eine Ergänzung anfügen. Frau Datillo sagt: „wir wollen nicht nur die Geschichte zeigen, wir wollen auch aufklären“. Ich finde es schade, dass gerade an diesem Ort die vielen positiven Schritte, im christlich-jüdischen Dialog nicht gesehen und weiter vermittelt werden. Ich habe dazu auch Folgendes ans Museum geschrieben: „Ich besuchte Anfang März 2009 dieses Museum. Ich war sehr beeindruckt von der Präsentation der einzelnen Kultgegenstände sowie der Darstellung der jüdischen Geschichte insbesondere in Italien. Im Anschluss an die Führung kam es zu einer Diskussion u. a. auch über die christlich-jüdischen Beziehungen. Dabei wurde für mich ein außerordentlich negativer Eindruck übermittelt, der nicht den objektiven Tatsachen entspricht. Darauf angesprochen wurde von Seiten des Museums-Guides gesagt, dies sei die Meinung des zuständigen Rabbiners. Ich finde es sehr schade, dass ein jüdisches Museum in Rom, das an den Quellen der Information sitzt, eine solche Gelegenheit nicht nützt, objektiv über die christlich-jüdischen Dokumente des Vatikans zu berichten. Nach allem, was in der Vergangenheit geschehen ist, das Leid, das von den christlichen Brüdern der jüdischen Gemeinde in den vergangenen Jahrhunderten angetan wurde, ist mit der Enzyklika ‚Nostra aetate‘ ein neues Tor aufgetan, dem viele weitere Schritte folgten.“

Dr. Thomas Weggemann

nu IN DEN MEDIEN

Die jüdische Medienplattform haGalil zeigt die Reportage über die Familie von Robert Treuer von Thomas Schmidinger:



UNSERE AUTORINNEN



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Ruth Eisenreich

geb. 1987, hat Vergleichende Literaturwissenschaft und Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien und Maynooth (Irland) studiert. Sie macht gerade einen MA in „Journalismus und Neue Medien“ an der FH Wien und arbeitet daneben als freie Journalistin.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Stefan Maier

ist Jurist und Politologe und arbeitet seit 2007 für das Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR). Derzeit lebt er in Kinshasa, Demokratische Republik Kongo.



Georg Markus

Ist „Kurier“-Kolumnist, Autor von TV-Dokumentationen, zeitgeschichtlichen Büchern („Wie die Zeit vergeht“, „Die Enkel der Tante Jolesch“) und Biografien (Sigmund Freud, Die Hörbigers, Karl Farkas). Zuletzt erschienen: „Was uns geblieben ist. Das österreichische Familienbuch“.



Cornelia Mayrbäurl

ist Senior Consultant des Public-Affairs-Beratungsunternehmens Kovar & Köppl. Zuvor schrieb sie als außenpolitische Redakteurin bzw. Korrespondentin für „Die Presse“, „Kurier“, „Format“, „NZZ am Sonntag“ und „Die Zeit“.



Verena Melgarejo

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/Bolivien und in Buenos Aires/Argentinien. Seit fast drei Jahren lebt sie als Fotografin in Wien.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann, Kolumnist in der Stadtzeitung „Falter“ und Pressesprecher von Caspar Einem und ist seit 1999 geschäftsführender Gesellschafter der PR-Agentur communication matters.



Fritz Neumann

Ist Sportressortleiter der Tageszeitung „Der Standard“ und Buchautor. Derzeit ist er mit seinem Sohn Florian in Karenz.



Rainer Nowak

Ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Politik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für „Die Presse am Sonntag“ verantwortlich.



Axel Reiserer

berichtet seit 2002 aus London über Politik, Wirtschaft und das Leben in Großbritannien und Irland. Wenn er nicht gerade Artikel schreibt, sitzt er im Pub und drückt beim Fußball die Daumen für Arsenal London.



Peter Rigaud

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.



Anna Schiester

kommt aus Salzburg und studiert derzeit Journalismus an der FH Wien. Davor hat sie an der Uni Salzburg den Bachelor in Politikwissenschaft gemacht.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u. a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Barbara Tóth

Die stellvertretende NU-Chefredakteurin ist Redakteurin des „Falter“, Buchautorin und promovierte Historikerin.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinreife-führer durch italienische Weinregionen.



FOTO ©: PETER RICAUD

Über Lobbyisten und ihre Sprache



FOTO ©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Herr Ober, bitte servieren Sie für den Menasse den Kapuziner nicht im Glas, sonst zerstört er das auch noch. Wenn schon, dann geben Sie ihm ein Glas ohne Klebstoff.

Menasse: Herr Ober, ich will keinen Kapuziner. Wenn ich mit Javor zusammensitze, ist ein milder Beruhigungstee angebracht.

Javor: Bringen Sie ihm jedenfalls keine wertvollen antiken Dinge, die über 15 Jahre alt sind. Verräumen Sie das Porzellan und reichen Sie nur frische Semmeln. Nicht die alten wie sonst, die zerbröseln in seiner Hand und dann muss wieder ein gerichtlich beeideter Sachverständiger her, der bestätigt, dass man die alten Semmeln im Darm nicht beschädigungsfrei abbauen kann.

Menasse: Jetzt gehe ich in die einzige Oase der Ruhe, die mir derzeit gegönnt ist, ins Kaffeehaus, kann dort ohnehin keine Zeitungen mehr lesen und dann treffe ich dich. Strafverschärfung ist ein Hilfsausdruck dafür. Wenn du aber jetzt weiter stänkerst, schreibe ich noch einen Kommentar, in dem ich beinhart aufdecke, dass du als Kind beim Fußballspielen nicht ein einziges Mal den Ball getroffen hast. Und du hast es über zehn Jahr hindurch versucht.

Javor: Das ist zugegeben nicht meine Begabung. Ich bin ein Lobbyist. Wenn du mir jeden Monat, sagen wir mal, täglich meine zwei Mokkas zahlst und im Vorfeld hier vor Zeugen beim Ober das Geld deponierst, werde ich dich aus der ganzen Misere befreien. Immerhin bekomme ich schon die Mehlspeisen von einem meiner Kunden bezahlt, den ich als seriöser Lobbyist nicht nennen

darf, weil ich vor Kultusratsmitgliedern immer schlecht über ihn spreche, was seine Popularität und Reputation ungeheuer erhöht. Er ist in den Listen für die nächsten Wahlen schon ganz weit nach vorne gerutscht.

Menasse: Vor mir brauchst du nichts verborgen halten, mit mir kannst du offen Deutsch sprechen, wer ist es also?

Javor: Der Deutsch braucht keinen Lobbyisten, seine überragende Persönlichkeit und Weisheit sprechen für sich selbst.

Menasse: Apropos sprechen. Für österreichische Lobbyisten und Politiker dürfte gelten, dass sie schlecht Englisch sprechen. Glaubst du, dass das ein Auswahlkriterium für international tätig werdende Spitzenpolitiker ist? Oder ist das nur der Ausdruck dafür, dass unser Land so klein ist?

Javor: Das schlechte Englisch entsteht dadurch, dass Politiker schon sehr früh damit beginnen müssen, sich in den Parteigremien durchzusetzen. Willst du Bundeskanzler werden, geht das bereits in der Sandkiste los. Da bleibt keine Zeit fürs Lernen.

Menasse: Vielleicht bestünde eine Lösung darin, dass die Politiker untereinander Englisch sprechen. Es ist das ja auch kein Risiko, weil sie einander ohnehin auch auf Deutsch ständig missverstehen.

Javor: Sollen wir uns wirklich vorstellen, wie Faymann und Pröll auf Englisch einen Kompromiss verhandeln? Da sagen Sie auf gut Österreichisch normalerweise „Mia wern kan Richter brauchen“ oder „Die Sache ist im Gange.“

Menasse: Geht doch: „We will not need a judge. The matter is in the passageway.“

Javor: Als Weinbauer denkt sich Josef Pröll dann sicher: „I sing him once again the Reblaus and than I have the contract.“

Menasse: Und Faymann kontert kraftvoll aus dem Lied der „Arbeiter von Wien“: „We are the taylor of the coming harvest, we are the future and we are the action.“

Javor: So klein, wie wir jetzt tun, kann man sich sein Heimatland auch wieder nicht vorstellen, außer man stammt aus Vorarlberg.

Menasse: Ist Vorarlberg denn so klein?

Javor: Nein so klein ist es nicht. Ich habe zu Hause eine große Landkarte, da ist nur Vorarlberg drauf.

Menasse: In Geografie kennst du dich so gut aus wie im Fußball. Also es gibt bekanntlich bedeutende Menschen, die aus Vorarlberg unbedingt weg wollen, weil es ihnen dort „too small“ ist.

Javor: Ein jüdisches Museum in einem Bundesland ohne Juden ist einem ehrgeizigen Deutschen halt einfach „too little.“

Menasse: Hör endlich auf über jüdische Museen zu reden, ich habe doch den ehemaligen Vizekanzler Gorbach gemeint.

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1030 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.300 Stück
Nächste Ausgabe: Juni 2011

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Thomas Szanto (Lektorat), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst, stv. Chefredakteurin).

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄß MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:

Österreich: Euro 10,00

Europäische Union: Euro 15,00

Außerhalb Europas: Euro 20,00

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0)676 566 85 23

E-Mail: gesine.stern@nunu.at

VERTRIEBSSTELLEN IN WIEN

1010, Book Shop im Jüdischen Museum, Dorotheergasse 11

1010, Herder, Wollzeile 33

1010, Leporello am Stephansplatz, Singerstr. 7

1010, Leporello in der Burg, Dr.-Karl-Lueger-Ring 2

1010, Morawa, Wollzeile 11

1010, Tabak-Trafik, Hoher Markt 1

1030, Thalia, Landstraßer Hauptstraße 2a/2b

1040, Anna Jeller, Margaretenstraße 35

1060, Thalia, Mariahilferstraße 99

1090, Leporello, Liechtensteinstr. 17

1180, Hartliebs, Währinger Straße 122